Biernatzki
(Biernatzki)

Biographie

von

Johann Christoph Biernatzki.

Herausgegeben

von

seinem Sohne

K. L. Biernatzki,
Rector in Friedrichstadt a. d. Eider.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernst Fleischer's Buchhandlung.
(Ferdinand Schilling.)
1852.

Biographie

von

Johann Christoph Biernatzki.

Herausgegeben

von

seinem Sohne

K. L. Biernatzki,
Rector in Friedrichstadt a. d. Eider.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernst Fleischer.
1852.

Johann Christoph Biernatzki,

geb. 17. October 1795, gest. 11. Mai 1840.

Die Familie Biernatzki stammt aus Polen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nämlich hatte der Großvater der noch jetzt lebenden Biernatzki's, ein Edelmann, protestantischer Religion, sein Vaterland freiwillig verlassen. Seine Güter waren eingezogen worden. Er war Wittwer und kam zuerst nach Breslau, wo er sich zum zweiten Male verehelichte; ging später in's Hannöversche, zuletzt nach Altona im Herzogthum Holstein. Aus welchen Gründen er diese Stadt zu seinem Wohnorte wählte, ist nicht bekannt; Verwandte hatten dort weder er, noch seine Gattin. Eine Schule, die er hier errichtete und mit treuem Fleiße leitete, gewährte ihm und seiner Familie ein eben hinreichendes Auskommen. Bei Allen, die ihn näher kannten, stand er in hoher Achtung. Besonders geschätzt ward er, seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse wegen, von dem damaligen Probsten und Hauptprediger Adler an der lutherischen Dreifaltigkeitskirche, der gern und oft mit ihm verkehrte. Aber nach wenigen Jahren schon rief ihn der Tod hinweg. Seine Gattin und seine Kinder waren der größten Armuth

Preis gegeben. Die Mutter, vom Gram tief gebeugt, überlebte den Tod ihres Mannes nicht lange; auch sie starb bald, als das jüngste ihrer vier Kinder, der Vater Biernatzki's, kaum sein fünftes Lebensjahr erreicht hatte. Die hülflosen Waisen, ein Mädchen und drei Knaben, wurden in das Altonaer Waisenhaus aufgenommen und dort erzogen, wo Biernatzki's Vater sich nach den Zeugnissen aller damaligen Lehrer stets vor allen Andern durch gutes Betragen und Fleiß auf's Vortheilhafteste auszeichnete. Nach der Confirmation war er darauf angewiesen, sein weiteres Fortkommen selbst zu suchen. Seinen Lieblingsplan, Theologie zu studiren, mußte er aufgeben, nicht minder das noch kostspieligere Studium der Arzeneikunde. Letzteres schien jedoch seinen Wünschen etwas näher zu treten, wenn er für's Erste bei einem Chirurgen in die Lehre ginge. Dies that er, und bald zeigte es sich, daß sein guter Genius ihn richtig geleitet hatte. Denn kurze Zeit darauf erhielt sein Prinzipal den Auftrag, seinem Schwager in Kopenhagen einen Gehülfen zu verschaffen. Er schlug dem Seinigen, Biernatzki's Vater, die Stelle vor und dieser ergriff mit Freuden den Antrag, der ihn wenigstens dem Ziele seiner Sehnsucht näher brachte. In Kopenhagen angekommen, war der achtzehnjährige, bescheidene, äußerlich sehr wohlgestaltete und mit einem hellen Verstande begabte junge Mann so glücklich, die Aufmerksamkeit einiger hochgestellten Männer, namentlich eines Herrn von der Osten, und vorzugsweise des Geheimenraths Brandt auf sich zu ziehen. Der Letztere ward ihm in Wahrheit ein zweiter Vater. Er wirkte ihm

die Erlaubniß aus, die medicinischen Collegien unentgeldlich besuchen zu dürfen; er zog ihn in sein Haus, an seinen Mittagstisch, ließ ihn an allen Familienfesten Theil nehmen, kurz behandelte ihn ganz als seinen Sohn. So nannte ihn auch am liebsten die alte Mutter; es war, als wollte das Geschick, welches ihn in der Kindheit des väterlichen Hauses beraubte, in der Jugend ihn dafür entschädigen. Seinen Studien widmete er sich in dieser Zeit mit Eifer und Fleiß, und nach rühmlich bestandenem Examen machte er auf den Rath seiner Freunde und auf eignen Wunsch eine Reise, um seine Verwandten in Schlesien und Polen zu besuchen. Zuerst kam er nach Breslau. Da er aber weder Documente, noch sonst Legitimationsbeweise aufzuzeigen hatte, ward ihm sein Vorhaben schwer; zugleich empörte sich sein Stolz bei dem Gedanken, der ihm früher nicht gekommen war, vielleicht als armer hungriger Verwandter abgewiesen zu werden. Daher gab er seinen Plan auf, lebte drei Jahre lang in Herrnhut und Gnadenfrei seinem ärztlichen Berufe und kehrte dann nach Kopenhagen zurück. Hier erhielt er durch die Fürsprache seiner vielen Freunde eine Anstellung als Militairarzt bei dem Königin-Leibregiment, welches bald darauf nach Glückstadt, einer Festung im südlichen Holstein, versetzt wurde. Seine stets jugendlich frische Liebenswürdigkeit, seine unerschütterliche Rechtschaffenheit und Biederkeit erwarben ihm das Vertrauen Vieler, denen er half, wo er konnte, selbst mit den größten Opfern. Er war ein allgemein geachteter Arzt. Seine Vergnügungen waren einfach; nur eine besondere Liebhaberei fand er an schönen

Pferden, und da er für die jährlichen Landsessionen Holstein bereisen mußte, so geschah dies immer von ihm zu Pferde. Auf diesen Reisen kam er auch nach Elmshorn, einem nicht unbedeutenden Marktflecken, vier Meilen nördlich von Hamburg. Hier lernte er seine nachherige Gattin, die Stieftochter des Postmeisters Gruner, eine geborene Nagel, kennen, gewann sie lieb und ehelichte sie. Sie war eine jener liebenswürdigen Seelen, die durch Lebhaftigkeit und ungetrübte Heiterkeit ihres Wesens, verbunden mit ächt weiblicher Sanftmuth, so leicht den raschen muthigen Mann zu fesseln vermögen, der ermüdet vom bunten Gedränge der Welt, in welches sein Beruf ihn täglich führt, an der Brust des sinnigen Weibes seiner Liebe auszuruhen sich sehnt. Die Neuverehelichten wohnten zuerst in Glückstadt und hier wurde ihre Ehe (1793) durch die Geburt einer Tochter gesegnet.

Ein Jahr später fand in Altona wegen des Neutralisirungssystems ein Auflauf von Matrosen Statt, wobei das sogenannte „rothe Haus," ein Gasthof für Schiffscapitaine, zertrümmert wurde. In Folge dessen ward ein Theil der Garnison, und mit demselben auch Biernatzki's Vater, nach Altona beordert. Da aber diese Verlegung des Militairs nur vorläufig und auf unbestimmte Zeit geschah, so begab sich die Mutter mit ihrer Tochter nach Elmshorn zu ihren Eltern. Hier war es, wo am 17. October 1795 Biernatzki geboren wurde. In der Taufe empfing er die Vornamen seines Vaters und Großvaters: Johann Christoph. Die Nähe Altona's und die Wohlhabenheit des

Stiefvaters von Biernatzki's Mutter, der als Postmeister hübsche Equipagen hielt, deren Benutzung er gern seiner geliebten Stieftochter überließ, machten es möglich, daß wenigstens wöchentlich ein Mal die Mutter mit ihren Kindern nach Altona kam zum Vater. Und dieser versäumte dann auch nie jede Woche den Besuch zu erwiedern, so daß die Trennung der beiden Gatten weder von ihnen selbst, noch von den Kindern schwer empfunden wurde. Allein bald starben die Großeltern Biernatzki's in Elmshorn, zuerst der Großvater, bald darauf die Großmutter. Ihr Haus nebst Garten und den vielen dazu gehörenden Ländereien wurde verpachtet, später verkauft und Biernatzki's Vater holte seine Gattin und Kinder nach Altona, wo sie von jetzt an bei einander wohnten. Denn als zu derselben Zeit eine Garnison für Altona errichtet wurde und Biernatzki's Vater mit seinem Corps nach Glückstadt zurückkehren sollte, erwirkte er sich die Erlaubniß, seine bisherige Anstellung mit einer gleichen bei dem Militair in Altona vertauschen zu dürfen, besonders aus dem Grunde, weil er mit Recht glaubte, für die Erziehung seiner Kinder mehr und besser in Altona sorgen zu können. Denn eine gute Erziehung hielt er für die beste Ausstattung, die er seinen Kindern in's Leben mitgeben konnte. Die Mutter fing leider an zu kränkeln und konnte sich daher nur im Hause mit ihren Kleinen beschäftigen; während der Vater, der immer einen großen Garten hinter dem Hause hatte, sie in die freie Natur führte und sie mit derselben bekannt machte, so weit es ihre Fähigkeiten zuließen. Wenn er auf seinen Berufs-

reisen war, fielen jedoch die Kinder ganz der Erziehung der Mutter anheim, und mit der Pflege für ihr leibliches Wohl verband sie auch die Sorge für ihre Seele. Sie richtete frühe der Kinder Sinn auf den rechten Vater der Menschen, den Quell aller guten Gaben, und gab ihnen durch ihre seltene Ergebung und ihren hohen Muth in ihren eignen Leiden ein nachahmungswürdiges Vorbild. Sie litt nämlich an jener schrecklichen Krankheit, welche, je langsamer, desto sicherer, dem Menschen unvermerkt seine Lebenskräfte raubt, so daß er sich gewöhnlich gerade dann am gesundesten fühlt, wenn das Uebel ihn am heftigsten ergriffen hat, — an der Auszehrung; Biernatzki's Mutter aber machte davon eine Ausnahme. Ihr scharfer Blick, der sie selten, am wenigsten über sich selbst täuschte, ließ sie bald ahnen und empfinden, daß gerade diese Krankheit am Marke ihres Lebens zehre. Daraus machte sie auch kein Hehl; sie sprach sich darüber gegen ihren Gatten, der ihr anfangs das, was er selbst nur zu gut durchschaute, aus Schonung verbergen wollte, offen aus; sie äußerte sich auch darüber der Wahrheit gemäß gegen ihre Freundinnen. Dabei bewies sie eine Seelenstärke und Ergebung, wie nur eine in Gott lebende Seele sie besitzen kann. Denn sie sahe es gern, wenn ihre Tochter ihr das Lied für Schwindsüchtige von Claudius vorlas und konnte sich nicht genug wundern, wie treu und wahr dieser tiefe Menschenkenner den Zustand solcher Kranken, auch den ihrigen, schildere. Ein oft wiederkehrender, anhaltender Husten raubte ihr häufig den freien Gebrauch ihrer Sprache; plötzliche, langsam vorübergehende Ohnmach-

ten, die sicheren Kennzeichen großer Schwäche, machten sie oft auf längere Zeit völlig bewußtlos. Dennoch vergaß sie nie, daß noch immer ihr Gelegenheit gegeben sei, für die theuern Seelen zu sorgen, die der Herr ihr hienieden in ihren Kindern geschenkt hatte. Wenn die heftigen Husten sie verließen und mit den leichteren Anlässen des Uebels das freie ungehinderte Bewußtsein wiederkehrte, stärkte sie sich innerlich dadurch, daß sie sich von ihrer Tochter einen Gesang, besonders gern die Lieder: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," und „Befiehl du deine Wege" rc. vorlesen ließ.

Solche Scenen des häuslichen Lebens, die wohl nur wenige Kinder in so zartem Alter schon erleben, mögen, wenn auch ihm selbst noch unbewußt, Biernatzki's Gemüth tiefer ergriffen haben, als damals Jemand ahnen konnte. Ja, beide Geschwister weinten sich oft recht satt, ohne zu wissen warum, zumal wenn sie allein waren: ein Beweis, wie innig Beide das Leiden ihrer geliebten Mutter mitempfanden.

Endlich erschien der lange vorausgesehene Tag, da sie ihrer Auflösung entgegenging. Einige Wochen vorher hatte sie in Begleitung ihrer Kinder in einem Wagen allen ihren Freundinnen einen Besuch gemacht und von ihnen für dieses Leben Abschied genommen, und das mit einer Ruhe und Freudigkeit, die Alle in Erstaunen setzte. Sie starb am 7. September 1801.

Dieser niederbeugende Ausgang der Krankheit seiner innigst geliebten Mutter machte auf den damals beinahe

sechsjährigen Knaben einen überaus tiefen Eindruck. Wie dem noch unentwickelten Bewußtsein der Kinder überhaupt die Vorstellung von dem, was der Tod sei, fehlt, so mochte auch Biernatzki hier noch vor einem Räthsel stehen, das er nicht lösen konnte. Hatte er schon von jeher eine große Neigung zur Einsamkeit und zu stillen Betrachtungen gezeigt: jetzt äußerte sich dazu bei ihm ein vorherrschender Hang. Er schien nie heiterer, als wenn man ihn ganz allein gewähren ließ und sich nicht um ihn kümmerte. Nur gegen seine innig geliebte Schwester war er mittheilend, sie, die alles Leiden ihm hatte mittragen helfen. Fremde, die sich ihm näherten, mied er absichtlich; je mehr ihm Jemand entgegen kam, desto mehr zog sich der Knabe zurück. Natürlich konnte dies wenig Denen gefallen, die sich aufrichtig seiner anzunehmen versuchten; sie wurden scheinbar kalt abgewiesen. Freilich, wer häufiger Gelegenheit hatte, Zeuge des Sinnens zu sein, in welches sich der Knabe so gern versenkte, wer es verstand, durch die äußere kindlich-ernste Hülle in das für alles Gute und Schöne empfängliche Herz zu blicken, der mußte ihn lieb gewinnen. Aber wie Wenige vermochten das! Wie es Biernatzki so oft im späteren Leben erging — man verstand ihn nicht! — das mußte er auch schon damals erfahren.

Eine ältere Freundin hatte der Mutter auf ihrem Sterbebette versprochen, sich der verwaisten Kinder annehmen zu wollen. Es war dies eine Madame Opel, welche in Altona einer Mädchenschule vorstand, und in deren Hause sich einige kleine Mädchen befanden, die zur Erziehung die-

ser würdigen Frau gänzlich anvertraut waren. Sie erfüllte den letzten Wunsch der Verstorbenen und nahm die Kinder zu sich, für die sie von jetzt an wie eine Mutter sorgte. Hier schloß sich Biernatzki, zu Aller Verwunderung, an ein um wenige Jahre älteres Mädchen, eine Schottländerin, an, deren weiches Gemüth völlig mit dem seinigen übereinstimmte. Stundenlang konnten die Beiden in der einsamen Gartenlaube neben einander sitzen und nicht müde werden sich zu unterhalten. Ja es schien, als seien ihre Seelen so ganz aus Einem Stoffe gewoben, daß die eine nicht ohne die andere und nur in und mit ihr leben konnte. Dies Mädchen, die innigste Vertraute der frühesten Jugend Biernatzki's, starb in ihrem zwölften Jahre aus Gram, daß ihre beiden älteren Schwestern ihr in die Ewigkeit vorangegangen waren. Und eben diese Weichheit ihrer Seele, die in einem so zarten Alter schon den Schmerz der Trennung von den geliebten Schwestern nicht überleben konnte, mochte die Ursache sein, daß sie sich zu dem nicht weniger weichen Knaben hingezogen fühlte.*) Je enger dies Zusammenleben der beiden Kinder war, um so mehr entfremdeten sie sich, und besonders der Knabe, den Uebrigen in ihrer nächsten Umgebung. Die andern Gespielinnen sahen neidisch auf sie, die nur für einander lebten, und machten sie oft zum Gegenstand ihrer kindlichen Neckereien. Nur die Schwester blieb unablässig seine Für-

---

*) Diese Liebe in der Kindheit gab Biernatzki den Stoff zu seiner ersten Novelle: „Die Wege zum Glauben."

sprecherin; sie allein wußte ja, was in seinem Herzen wohnte.

Der Vater hatte es gern gesehen, daß seine Kinder unter die Obhut jener braven Frau gestellt wurden. Er wußte, sie werde aus Liebe zu seiner verstorbenen Gattin Alles thun, was zu ihrem Frommen diene. Allein wie er selbst schon in frühester Jugend das Leben von einer sehr wenig freundlichen Seite kennen gelernt hatte, so meinte er doch auch, und gewiß nicht mit Unrecht, daß des Knaben täglicher Umgang ausschließlich nur mit Mädchen, und eine nur für das weibliche Geschlecht berechnete Erziehung für seine Ausbildung nicht sehr vortheilhaft sein konnten. Er nahm daher, nachdem er sich 1802 zum zweiten Male verheirathet hatte, den Sohn in das elterliche Haus zurück und schickte ihn in eine damals sehr gerühmte Knabenschule, in die des Herrn Bertels in Altona. Die neuen Verhältnisse, in welche dieses Ereigniß Biernatzki führte, wirkten nach und nach wohlthätig auf ihn ein.

Das nunmehr seinen Eltern zugehörige Haus nämlich lag in einer damals noch wenig angebauten Straße Altona's, war aber seit Kurzem neben einem noch größeren Hause von dem Oheim der zweiten Mutter Biernatzki's, einem wohlhabenden Kaufmanne, erbaut und den Eltern zum Geschenk gemacht worden. Der schon bejahrte, liebreiche Großonkel, wie er in der Familie immer angeredet wurde, hatte hinter seiner Wohnung einen sehr großen Garten, der stets mit der größten Sorgfalt in Ordnung gehalten wurde. Gern verstattete der freundliche Besitzer den

Eltern Biernatzki's und ihren Kindern diesen herrlichen Garten zum Erholungsplatze. Hier nun fand der sinnige Knabe eine reiche Natur, in der er nach Belieben schwelgen konnte. In den schattigen Laubgängen ersann er sich seine Spiele und fand hier die beste Gelegenheit, sie auszuführen. Er bedurfte keines Andern, als nur seiner selbst, um heiter und froh zu sein. Freilich wurde ihm diese Erholung nicht während des ganzen Tages zu Theil, denn der an militairische Präcision gewöhnte Vater, so wie die nicht minder höchst ordnungsliebende Mutter hielten strenge darauf, daß, wo möglich, nie die Schule versäumt und daß die für den häuslichen Fleiß aufgegebenen Arbeiten pünktlich ausgeführt wurden.

So kam es, daß Biernatzki, der schon früh einen gewissen innerlichen Trieb zum Lernen zeigte, auch durch diese äußerliche Zucht an eine stete Beschäftigung gewöhnt ward, die ihm auch in späteren Jahren ein nothwendiges Bedürfniß war. Er entwickelte sich geistig rasch und glücklich; nur der Körper hielt nicht gleichen Schritt, so viel auch der Vater that, den schwachen Knaben zu stärken und abzuhärten. Er kränkelte beständig und litt, nachdem er früher die natürlichen Blattern überstanden, viel an schmerzhaften und langwierigen Augenübeln, so daß er oft Wochen lang weder schreiben noch lesen konnte, wo dann der Vater mit seltener Geduld sich stundenlang mit ihm beschäftigte, ihm vorlas, ihm Gedichte so lange vorsagte, bis er sie auswendig wußte; ihm aus seinem vielbewegten Leben erzählte oder auf andere Weise ihn belehrend unterhielt.

Bald darauf verfiel der Knabe in eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Es war ein Brustleiden, das, nachdem es seinen höchsten Grad erreicht hatte und die Gefahr vorüber schien, ihn in einen starren, dem Tode ähnlichen Zustand versetzte. Alle angewandten Mittel schienen vergebens. Der gebeugte Vater mußte zuletzt beinahe selbst die Hoffnung für die Wiederbelebung des geliebten Sohnes aufgeben. Starr und todt lag er da; jedes Lebenszeichen war entschwunden; der Athem stockte, der Pulsschlag seines Herzens stand stille; seine Augen waren geschlossen, sein Gesicht blaß. Fast vier und zwanzig Stunden hatte er so gelegen. Dennoch konnte der Vater sich nicht entschließen, ihn zu verlassen. Er war fast immer um ihn, und wenn Geschäfte ihn aus dem Zimmer entfernten, wo der Regungslose lag, so mußte ein Anderer dort bleiben. So harrte er noch einige Stunden zwischen angstvollem Zweifeln und Hoffen. Da endlich schlug der Knabe die Augen auf und bat mit vernehmlicher Stimme um — Buttermilch, die in den letzten Tagen seine einzige Nahrung gewesen war. Man denke sich die freudige Ueberraschung, das Entzücken der Eltern, der Schwester, denen der geliebte Sohn und Bruder wiedergegeben. Die Freude des Augenblicks ließ das Komische des Ausrufs zuerst übersehen; nachher fehlte es freilich nicht an heiteren Erzählungen dieses seltsamen Wiedererwachens des scheinbar entflohenen Lebens.

Diese merkwürdige Wendung der Krankheit war für Biernatzki selbst in vieler Hinsicht bedeutsam; denn ob-

gleich er schnell sein ungetrübtes Bewußtsein wieder erlangte, und die Functionen seines Körpers bald wieder einen geregelten Gang annahmen, so war doch das Andenken an das, was er bis zu dem Augenblicke, da dieser Scheintod eintrat, erlebt hatte, fast gänzlich bei ihm entschwunden. Er war damals zwölf Jahre alt; von allem dem, was ihm in jüngeren Jahren bis zu jener verhängnißvollen Stunde begegnet war, ja selbst von seiner Krankheit wußte er fast nichts mehr. Nur das war ihm erinnerlich, daß er nicht wirklich todt gewesen, aber unvermögend, irgend ein Lebenszeichen von sich zu geben. Er bewahrte noch ein schwaches Bild seiner leidenden Mutter in seinem Herzen, aber alle anderen Erinnerungen an Personen, Oertlichkeiten, an Spiele und Freuden, auch an seine theure Gespielin, jenes schottische Mädchen, waren mit einem solchen Schleier vor seinem geistigen Auge verhüllt, daß er selbst oft in späteren Jahren seine erste Kindheit „ein Traumleben" zu nennen pflegte. Und in der That, so mochte es auch gewesen sein; denn seit jenem Scheintode war eine wesentliche Aenderung in seinem Gemüthe vorgegangen. Das Träumerische seines Wesens war beinahe ganz verschwunden; er war gesprächiger, freundlicher, mittheilender. Er interessirte sich mehr für seine nächste Umgebung, zeigte eine Klarheit des Verstandes, die man sonst nie an ihm bemerkt hatte, und gewann jetzt die Herzen Aller, die sich ihm näherten. Leider war mit dieser schweren Krankheit das Siechthum seines Körpers noch nicht beendigt; denn bald darauf zeigten sich bösartige Entzündungen am rechten Knie, die mehrere Male sehr

schmerzhafte Operationen nothwendig machten und die er mit seltenem Muthe aushielt, die ihm aber mit lebenslänglicher Lähmung drohten. Denn nachdem die Wunden geheilt, war das Bein krumm und in die Höhe gezogen, und der arme Knabe konnte den Fuß nicht zur Erde bringen, noch viel weniger ihn ansetzen. Da zeigte sich nun wieder die umsichtige Sorge und Liebe des Vaters im höchsten Grade. Dreimal täglich wurde das Bein in Kräuterdämpfen gebähet und außerdem alle Mittel angewandt, den Knaben innerlich zu kräftigen. Dennoch schien anfänglich Alles vergebens; das Bein blieb in die Höhe gezogen und zusammengeschrumpft. Alle verloren den Muth, nur der Vater nicht. Er, der überhaupt mehr die Natur und die einfachen, Jedem dargebotenen Mittel, als künstliche Medicamente liebte, war so sehr von dem wohlthätigen Einfluß der freien Luft auf die Wiederherstellung seines Sohnes überzeugt, daß er ihm eine kleine Hütte im Garten erbauen ließ, in welche der Kranke, während der warmen Sommermonate, am Morgen hinausgebracht wurde, um den ganzen Tag dort zu verweilen. Dies Häuschen glich einem Treibhause, da es an der einen Seite ganz mit Scheiben besetzt war, um das kranke Bein so lange wie möglich den Sonnenstrahlen auszusetzen, und ihm auf diese Weise ein Sonnenbad zu geben. Dieser Aufenthalt mußte natürlich auf Biernatzki's poetisches Gemüth einen bedeutenden Einfluß üben. Aus seinem Fenster sahe er rings umher die liebliche Natur. Das helle Grün der Blätter, der bunte Schmelz der Blumen, mit denen die Beete geschmückt waren, erquickten sein Auge;

während sein Ohr sich an dem Gesange der munteren Vögel ergötzte. Der Vater, unablässig für seine Pflege und Unterhaltung sorgend, lehrte ihm die Namen einiger Blumen und machte ihn mit deren künstlichem Bau bekannt, — ein Unterricht, dem der Knabe mit großer Aufmerksamkeit folgte. Dann sagte er ihm Gedichte von Bürger, Klopstock, Voß, Stolberg und Anderen vor, deren er viele auswendig wußte, und der Sohn zeigte ein nicht minder starkes Gedächtniß, als der Vater. Denn leicht und schnell merkte er sich die Verse, wobei ihm ohne Zweifel sein dichterisches Talent zu Hülfe kam. Ueberhaupt offenbarte er jetzt eine sehr lebendige Phantasie. Die todten Gegenstände, die er um sich sah, erhielten Leben vor seinen Augen. Er schuf sich eine neue Welt, in der er lebte, und in der ihm so behaglich wurde, daß er die Wirklichkeit oft mit dem Bilde seiner Einbildungskraft verwechselte. Mußte er auch mitunter solche Täuschung erfahren, dennoch ruhte sein Geist nicht, ihn immer auf's Neue wieder in ein buntes, ewig sonnenhelles Land kindlicher Träume zu führen. Ein wohlthuendes Mittel zur Ausbildung seiner Anlagen nach dieser Seite hin gewährte ihm auch seine Lectüre. Es ward dafür gesorgt, daß er stets nützliche Bücher, wie geschichtliche Werke und Reisebeschreibungen hatte, von denen besonders letztere ihn sehr anzogen. Die Vorstellungen, die er dadurch von fremden Gegenden, Sitten und Gebräuchen gewann, wußte er noch manchfaltig auszuschmücken und nichts machte ihm dann größere Freude, als wenn er einen geduldigen Zuhörer fand, dem er das Gelesene vielfach verschönert wieder-

erzählen konnte. Jene Kunst, lebendig zu erzählen, genau und interessant zu schildern, die seine Unterhaltung später für Bekannte und Freunde so äußerst anziehend machte und auch seine Novellen auszeichnet, besaß er schon damals in hohem Grade. Sie ist zunächst eine Frucht des langwierigen Krankenlagers gewesen.

Sehnte sich sein Herz, voll von neuen Eindrücken, nach Mittheilung, so fand er auch diese. Außer, daß seine nächsten Verwandten natürlich nicht unterließen, ihm häufig Gesellschaft zu leisten, besuchte ihn auch oft sein würdiger Lehrer, der schon erwähnte Herr Bertels, welcher oft stundenlang sich mit dem liebenswürdigen Knaben in der kleinen Hütte unterhielt. Ein besonderer Freudentag war aber der Sonntag, denn da erschien die Schwester aus der Pension und Alles, was der Knabe Trauriges und Frohes innerlich und äußerlich während der ganzen Woche erlebt hatte, wurde ihr dann mitgetheilt und in der gegenseitigen Liebe zu einander die Trauer gemildert und die Freude erhöht. Auch das Gelernte und Gelesene wurde ausgetauscht und der Knabe fing an, seinen Gedanken eine geregelte Ordnung zu geben und sie in entsprechende Worte zu fassen. Bei Gelegenheit des Geburtstages des Landesherrn überraschte er seinen Großonkel mit einem Gedichte zur Feier dieses Tages, wobei freilich der Vater etwas mochte geholfen haben, was aber dennoch dem größten Theile nach Biernatzki's eigenes Werk war.

Seine Gesundheit besserte sich zusehends. Um so mehr dachten seine Eltern daran, ihn dem regelmäßigen Unter-

richte der Schule wieder zuzuführen. Sobald er so stark war, daß er das Haus verlassen konnte, ward er wieder zu Herrn Bertels in die Schule geschickt, bis er vorbereitet genug war, um in die Tertia des Altonaer Gymnasiums einzutreten. Denn der Vater hatte, seiner eignen Lieblingsneigung in der Jugend gedenkend, ihn bestimmt, Theologie zu studiren, und nun schien auch der gemüthreiche und nicht weniger verständige Knabe sich vorzugsweise für dieses Studium zu eignen.

Um diese Zeit war es auch, wo Biernatzki's liebebedürftiges Herz volle Genüge fand. Durch Bekanntschaft seiner Eltern lernte er nämlich einen fünf Jahre jüngeren Knaben kennen, mit dem er einen innigen Freundschaftsbund schloß, einen Bund, der nie aufgehört hat und dessen Innigkeit nie vermindert worden. Es war der jetzige Prof. und Dr. theol. in Kiel A. F. L. Pelt, der von nun an der tägliche Gespiele Biernatzki's ward, auf der Universität sein Tisch- und Stubengenosse, sein treuester, unverbrüchlichster Freund bis an das Ende seines Lebens. Und mit dem frühen Tode Biernatzki's hat die Freundschaft nicht geendet. Ein bündiger Beweis davon ist die Predigtsammlung, welche der theure Mann 1841 herausgegeben, sind die reichhaltigen Erinnerungen, die er mir für diese Skizze mitgetheilt hat. Beide hatten sich in jenen glücklichen Tagen im schattigen Garten gefunden und alle jene herrlichen Stunden mit einander durchlebt, da Biernatzki zuerst mit ungetrübter Heiterkeit die Reize der Jugend kostete. Mit einander hatten sie die manchfaltigen Spiele getrieben, von

denen Biernatzki stets neue erfand, welche durch den Reiz der Neuheit und sinnige Anordnung den Einen wie den Andern gleich sehr ergötzten. Alle ihre Gedanken hatten sie mit einander getauscht, kein Geheimniß einander verborgen, die leisesten Regungen ihres Inneren waren ihnen gegenseitig bekannt geworden. Als nun Beide allgemach den ernsteren Beschäftigungen zugeführt wurden, da vereinigten sich ihre Seelen immer enger und enger und verschmolzen so in einander, daß sie Ein Herz und Eine Seele wurden. —

Während der nächstfolgenden Jahre finden wir Biernatzki als Gymnasiast des Christianeums in Altona. Er machte alle Klassen von Tertia an durch. Die Erlernung der alten Sprachen weckte vorzugsweise die noch schlummernden Vermögen seiner Seele. Daneben entfaltete sich ein bisher an ihm noch nicht bemerktes Talent zum Zeichnen, worin er bald eine große Fertigkeit erlangte. Ein tüchtiger Lehrer in dieser Kunst, der nicht unberühmte Maler Bunsen, wußte durch sorgfältigen Unterricht diese Anlage auszubilden. Vorzugsweise legte sich Biernatzki auf das Zeichnen von Portraits, und seine Familie besitzt noch heutzutage einige Köpfe in Pastell von ihm ausgeführt, die nicht ohne künstlerischen Werth sind. Dagegen ging ihm musikalisches Gehör gänzlich ab, und es ist auffallend, wie ein so dichterisch reich begabtes Gemüth so ganz und gar des Verständnisses alles musikalischen Taktes entbehrte, daß er keine Melodie wiederzugeben vermochte, obwol er das Metrum der Verse richtig nachzuahmen wußte.

Wäre die Gesundheit seines Körpers gleichmäßig fort-

geschritten mit der Ausbildung seines Geistes, man müßte glauben, er hätte schon früh Ausgezeichnetes geleistet. Aber leider sein Körper blieb siech und die einst so schwer überwundene Krankheit kehrte immer von Zeit zu Zeit wieder. So äußerte sie sich namentlich in seinen ersten Jünglingsjahren im Nachtwandeln. In jenem geheimnißvollen Zustande zwischen Schlaf und Wachen stand er einst mitten in der Nacht auf, kleidete sich völlig an, nahm seine Bücher unter den Arm und trat vor das Bett seiner Mutter, um den Hausschlüssel, der dort auf einem Tische lag, wegzunehmen. Die Mutter erwachte und mit der ihr eignen Besonnenheit redete sie ihn an, ohne seinen Namen zu nennen und fragte, wohin er wolle. Er gab zur Antwort: zur Schule! und war schon im Begriff fortzugehen und die Hausthür aufzuschließen, als die Mutter ihm erklärte, es sei noch zu früh und ihn bat, sich wieder niederzulegen. Mit derselben Sicherheit, mit der er gekommen war, ging er auch wieder fort auf sein Zimmer, legte seine Bücher an ihren Ort, kleidete sich aus, und schlief ruhig bis zum Morgen. Da wußte er nichts von dem ganzen Vorgange. Solche, freilich nur selten vorkommende Zufälle beunruhigten doch für Augenblicke die Seinen.

Der Vater, fortwährend darauf bedacht, auch die Gesundheit seines Sohnes zu stärken, ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, die sich ihm darbot. Obgleich nämlich das Corps, bei dem er als Arzt diente, in Altona in Garnison lag, so mußte dasselbe doch während der bewegten Jahre im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts auf geraume Zeit

Altona verlassen. Es wurde nach Heiligenhafen, der nordöstlichsten Stadt im Herzogthume Holstein an der Ostsee, in der Nähe der Ueberfahrt nach der Insel Fehmarn, verlegt. Biernatzki's Vater war genöthigt, seinen Wohnsitz in Heiligenhafen zu nehmen. Seine Gattin und Kinder blieben in Altona zurück. Aber den ältesten Sohn pflegte er wohl im Sommer auf einige Wochen zu sich kommen zu lassen, da er von der dortigen frischen Seeluft einen heilsamen Einfluß für ihn erwartete. Das war wieder ein Leben ganz nach Biernatzki's Sinn. Dort konnte er sich frei ergehen am kühlen Meeresstrande und seine Phantasie mit neuen Bildern bereichern. Eine bisher noch unbekannte Welt erschloß sich hier seinem Auge. Das weite, endlose Meer, die ganz neue Pflanzenwelt, die bunten Muscheln, die er sorgfältig sammelte, die Seevögel, deren Nestern er in den Dünen am Ufer nachspürte — dies Alles fesselte ihn außerordentlich. Dazu kam das geschäftige unruhige Soldatenleben, ein Lagerleben im Kleinen, welches ihn ungemein anzog. Die zahlreichen Freunde des Vaters in Heiligenhafen und auf den herrlichen Gütern in der Nähe, welche letztere er oft in Gesellschaft seines Vaters besuchte, nahmen sich seiner mit großer Liebe an. Ungeachtet seines in Gegenwart Fremder noch immer sehr scheuen Wesens, konnte er doch plötzlich zu muthigem Trotze, zu kühnen Unternehmungen aufflammen. Ja als man einmal allgemein die Landung der feindlichen Engländer erwartete und sicher glaubte, daß es zu einem Gefechte kommen würde, jubelte er auf, so daß Alle sich wunderten, da sie dergleichen gar nicht

in ihm vermuthet hatten. Dieses Erwachen seines jugendlichen Muthes, der dann alle Schranken durchbrach und sich begeistert äußerte, gewann ihm die Herzen Vieler, die dann nur ihre Freundlichkeit gegen den Sohn des allgemein geliebten Arztes verdoppelten. Gekräftigt an Geist und Körper kehrte er jedes Mal von diesen Reisen nach Altona zurück und ging mit frischem Eifer wieder an seine Arbeiten. Einigen Ersatz für den Umgang mit seiner Schwester, die als Erzieherin auf einem Gute im östlichen Holstein lebte, fand er im Umgange mit der Familie des Pastors Schetelig in Altona, wo er täglich kam und ganz als ein Mitglied des Hauses angesehen wurde.

Es war freilich unvermeidlich, daß der Gang seines Unterrichts durch solche, theils durch Kränklichkeit, theils durch Reisen veranlaßte Unterbrechungen häufig gestört wurde. Er versäumte sogar in einem Jahre die Lehrstunden mehr, als er sie regelmäßig besuchte. Dennoch war er unter seinen Mitschülern nicht nur Einer der Besten, sondern er that es Manchem unter ihnen zuvor; so besonders in der Kenntniß der lateinischen Sprache. Diese auffallende Erscheinung findet zum Theil darin ihre Erklärung, daß er von Jugend auf an die strengste Ordnung und gewissenhafteste Pünklichkeit gewöhnt, seine Schularbeiten stets sehr sorgfältig und fleißig zu Hause ausführte; zum Theil aber auch darin, daß, wie er später selbst wiederholt sagte, seine lebhafte Phantasie ihm das Lernen erleichtert habe. Sie gab jedem Gedanken in seiner Seele Gestalt und Leben, ließ ihn das, was gelehrt wurde, daher schneller und bestimmter

auffassen, als es seine Altersgenossen vermochten, und das einmal Gewonnene bewahrte sein außerordentlich treues Gedächtniß frisch und lebendig. Dazu gesellte sich seine große Wißbegierde, die ihn stets vor Zerstreuungen bewahrte und die Ursache war, daß er mit großer Aufmerksamkeit dem Vortrage des Lehrers während des Unterrichts folgte. Durch die auf solche Weise erklärlichen Fortschritte, die er, ungeachtet der häufigen Unterbrechungen, vor den Augen seiner Mitschüler machte, gewann er über diese ein gewisses moralisches Uebergewicht, dem Keiner von ihnen seine Achtung versagte. Er ward nicht nur ein Freund Aller, sondern auch ihr Rathgeber, und selbst die Uebermüthigsten unter ihnen wußte er zu zügeln. Denn als diese einst einen Plan ersonnen hatten, der, wäre er zur Ausführung gekommen, dem Rufe der Anstalt sehr nachtheilig geworden wäre, war Biernatzki es allein, der, sobald er die Absichten erfuhr, mit Entschlossenheit vortrat und durch seine unverhohlen ausgesprochene Mißbilligung, unterstützt von dem allgemeinen Ansehen, das er genoß, das Ganze vereitelte. Ein damals sehr angesehener Mann in Altona, der zugleich Gymnasiarch war, wünschte in Folge dieses ruchbar gewordenen edlen Betragens dem Vater Biernatzki's von ganzem Herzen Glück, einen so trefflichen, viel versprechenden Sohn zu besitzen, welcher der ganzen Stadt „ein Skandal" erspart habe. — Mit solchem Muthe, wo es galt, verband Biernatzki eine nicht minder große Liebe für Recht und Wahrheit. Jegliche Lüge, ja nur jegliches leise Abweichen von der Wahrheit war ihm ein Greuel; eben so wenig

konnte er es ruhig mit ansehen, wenn Jemandem, sei es wer es wolle, nach seiner Ueberzeugung Unrecht geschah. Einen Beweis davon giebt folgender Auftritt, den er in einem später geschriebenen Briefe an seine Schwester selbst erzählt: „Grüße Ropsy (den Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium) recht herzlich von mir. Ich erinnere mich noch immer eines Vorfalls in Tertia. Mehrere, worunter auch ich, hatten unsere Lection nicht gewußt: Ropsy war höchst aufgebracht; wir mußten in die Ecke, wir sollten die Ruthe haben. Da trat ich plötzlich keck aus der Reihe meiner Strafgenossen vor und, indem ich auf Einen unter ihnen hinwies, sagte ich: Der hat die Ruthe nicht verdient, er lernte gestern an seiner Lection; hat er sie nicht im Kopfe, so bin ich daran Schuld, der ihn dabei störte! Ropsy sah mich lange von oben bis unten an. Endlich sagte er: Geht Beide an euren Platz, ich verzeihe euch! Nachdem er noch einige Male still auf und nieder gegangen war, sagte er auch zu den andern Schuldigen: Geht Alle an euren Platz und lernt künftig besser!"

Das Altonaer Christianeum wurde damals, als Biernatzki in die oberste Klasse eintrat, von manchen Jünglingen besucht, die Jeder in seiner Weise sich durch besondere Geistesgaben auszeichneten. Mochte auch die zu der Zeit dort herrschende, der akademischen Einrichtung nachgebildete Verfassung (z. B. die besonders organisirte Selecta, die Oberklasse, in welcher Vorträge gehalten wurden, den Jünglingen ein nach eignem Belieben einzurichtender Besuch der Lehrstunden gestattet war u. dgl. m.) bei nachlässi-

gen Schülern bisweilen große Unregelmäßigkeiten zu Wege bringen, so gewährte doch eine solche Freiheit; welche jegliches Gefühl des Zwanges möglichst fern hielt, den wißbegierigen und aufrichtig fortstrebenden Jünglingen große Annehmlichkeit. Und deren war die Mehrzahl. Sie besuchten treu die Vorträge der Professoren und unterwarfen sich bereitwillig den ihnen auferlegten Verpflichtungen. Der allgemein beliebte Director Struve, ein nicht unberühmter Mathematiker, wußte durch eine richtige Mitte zwischen Freundlichkeit und Strenge die Herzen der jungen Leute zu gewinnen. Die Lernbegierigen betrugen sich aufmerksam und gesittet und vollendeten fleißig die aufgegebenen Arbeiten. Ihr Geist, nicht niedergedrückt durch den Buchstaben eines strengbefolgten Gesetzes, nicht gehemmt durch eine eiserne Disciplin, entfaltete sich frei und ungehindert; und vorzugsweise waren es die classischen Studien, welche von Lehrern und Lernenden in einer Weise getrieben wurden, die, wenn auch weniger von trockner Gelehrsamkeit zeugend, so desto mehr den Geschmack bildend war. Daher kam es, daß außer den Lehrstunden auch ein reges Streben sich unter den Jünglingen kund gab. Das Bedürfniß eines gegenseitigen Austausches der Ideen ward lebhaft von ihnen empfunden; man vereinigte sich zu einer regelmäßigen wöchentlichen Zusammenkunft, in welcher eigne Abhandlungen und Gedichte mitgetheilt und kritisirt wurden. Dabei blieb es aber nicht allein, vielmehr beseelte ein frischer Lebenshauch diese Zusammenkünfte. Der deutsche Freiheitskrieg war so zu sagen an den Augen der heranwachsenden Jünglinge vor-

übergezogen, bei dem allgemeinen Siege jubelten sie laut; und Biernatzki war nicht der Letzte, der seine Begeisterung in Versen und in Prosa aussprach. Lebhaft wurden die Tagesfragen besprochen und der Grund zu einer edlen Gesinnung gelegt, die in späteren Jahren die Theilnehmer dieses Bundes für Freiheit und Vaterland eben so glühend als besonnen beseelte. Der bekannte O. L. B. Wolff, Prof. in Jena, und Th. von Kobbe geben über diese Vereinigung in ihren Lebenserinnerungen ausführlichere Nachricht.

Zum Studium der Theologie von Jugend auf bestimmt, kam Biernatzki unbewußt dazu, dieses für die Aufgabe seines Lebens anzusehen; auch der Trieb, Licht zu gewinnen in den verborgensten Geheimnissen der Welt, welcher schon früh in ihm erwacht war, führte ihn dahin. Dadurch ward er aller Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, die dem Jünglinge so oft im Entscheidungsaugenblicke der Wahl eines Berufes hindernd in den Weg treten, überhoben. Er hatte schon den Anfang gemacht, ehe er selbst es inne wurde, und hat es nie bereut, diesen Weg betreten zu haben. — Seine poetische Natur, die sich nun immer reicher entfaltete, führte ihn schon während er das Gymnasium besuchte zur Kenntniß der orientalischen Sprachen. Zunächst ward er mit dem Hebräischen bekannt, und bei seinem ungewöhnlichen Sprachtalente brachte er es hierin bald so weit, daß er mit Leichtigkeit die Propheten verstehen konnte. Die glühende Poesie, die reiche Bildersprache, die tiefe Religiosität, daneben das Geheimnißvolle der alttesta-

mentlichen Weissagungen zogen ihn mächtig an. Er blieb nicht dabei stehen; auch das Arabische machte er sich zu eigen, und die bräunliche Tochter der Wüste ward von jetzt an seine Geliebte. Unfehlbar hätte er sich ganz in diese Studien versenkt, wenn nicht von außen her, namentlich von seinem Vater, immer ein Antrieb an ihn ergangen wäre, auch in anderen Beschäftigungen seine Kräfte zu versuchen.

Den Selectanern des Altonaer Gymnasiums war es nämlich damals verstattet (und auch dies gehörte zu den ehrenvollen Vorrechten jener Gelehrtenschule) in der Zuchthauskirche zu predigen. Von seinen Eltern dazu aufgefordert, machte Biernatzki davon Gebrauch. Diesem ersten öffentlichen Auftreten des blöden Jünglings sahen seine Verwandten, Lehrer und Freunde mit großer Spannung entgegen. Wir dürfen ihn selbst darüber hören, wie er an seine damals bei entfernten Bekannten als Erzieherin lebende Schwester schreibt: „Du wirst vermuthlich schon gehört haben, daß ich predigen sollte. Dieser erste Vorschmack meiner künftigen Bestimmung ist genossen. Am 10. September 1814 strömte Alles zur Zuchthauskirche. Diese war auch bald so voll, daß Einige wieder weggehen mußten aus Mangel an Raum. Nachdem man mir die Beffchen umgebunden hatte, bestieg ich die Kanzel; ob die Orgel heller tönte oder mein Herz lauter klopfte, mag schwer zu entscheiden gewesen sein. Aber der Himmel weiß, wie es zuging! Bei dem ersten Worte war meine Angst verschwunden, und nach der Predigt gab mir ein Jeder seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß ich so frei, so ganz ohne alle Be-

klemmung und Unruhe gesprochen hätte; kurz, mich ganz wie ein alter, schon lange lehrender Seelenhirt benommen habe. Nicht wahr, das will Viel sagen von Deinem blöden, menschenscheuen Bruder. Mußt mich aber ja nicht deswegen loben, denn ich weiß selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin; aber freuen wirst Du Dich mit mir, daß der erste Versuch so gut ablief." — Diesem ersten Schritte folgte bald ein zweiter. Es ist nämlich ebenfalls eine Bevorrechtung der Selectaner in Altona, daß sie vor ihrem Abgange zur Universität in der geräumigen Aula öffentliche Abschiedsreden halten, entweder in deutscher oder lateinischer Sprache und über ein selbst gewähltes Thema. Da zur Anhörung dieser Reden das Publicum der Stadt öffentlich eingeladen wird, so versammeln sich gewöhnlich die Zuhörer außer den Gymnasiarchen, Lehrern und Schülern in großer Anzahl. Die Feierlichkeit gewinnt durch Musik, mit welcher sie eingeleitet und beschlossen wird, etwas Anziehendes und Erhebendes. Je bekannter Biernatzki's Eltern und er selbst in Altona waren, um so zahlreicher war dies Mal die Versammlung. Als Alumnus des größeren Schröder'schen Stipendii, sprach er „über einige Haupttugenden des großen Reformators Luther" (ein vom Testator für diese Gelegenheit vorgeschriebenes Thema) in lateinischer Sprache, und gewann sich abermals ungetheilten Beifall. Denn selbst die Kundigen staunten über die ächte Classicität und Eleganz seines Ausdrucks und Alle wußten nicht genug zu rühmen, mit wie großer Unbefangenheit und Freiheit er die schön ausgearbeitete Rede vorgetragen habe.

Biernatzki war jetzt 21 Jahr alt (1816). Seine fortwährende Kränklichkeit hatte den Gang seiner Ausbildung in so weit gehemmt, daß er nun erst von der Schule mit einem Zeugniß der Reife entlassen wurde. Er hatte bis zu diesem Augenblick ein höchst eigenthümliches Leben durchgemacht. Eine Kindheit, wie die Wenigsten sie kaum aus der Ferne sehen — sie war die seinige gewesen; voll schwerer, beugender Leiden des Körpers und der Seele von der Wiege an. Eine Knabenzeit nicht minder trübe von außen, aber zugleich unendlich reich für seinen inwendigen Menschen; eine Zeit der höchsten körperlichen Leiden, aber auch der höchsten, irdischen Freuden des Herzens. Er hatte den Tod gekostet, alle Schrecken eines lebendig Begrabenen ausgestanden, jenen qualvollen Zustand, da der Geist lebt, aber die Macht über den Körper verloren, der jenem den gewohnten Dienst weigert. Doch auch die Freundschaft, das edelste Gut der Jugend, war sein geworden. War auch mit dem Wiedererwachen aus seinem Scheintode das letzte Andenken an die zarteste Liebe in frühester Kindheit beinahe gänzlich erloschen: auf's Neue hatte sich ihm in seinem Freunde Pelt eine Seele erschlossen, in der er sich selbst wiedergefunden und deren unbegrenzte Hingebung ganz sich zu eigen zu machen, ihm Bedürfniß geworden war. Sein Herz, unbekannt mit den Genüssen der Welt, war desto bekannter mit den seligen Gefühlen treuer Freundschaft. Sein dichterisches Talent, die Gegenwart zu idealisiren, hatte ihn in den Stand gesetzt, die gewöhnlichen Verhältnisse, in denen er sich bewegte, mit dem rosigen Lichte der Phantasie zu ver-

schönen. Die rauhe Außenseite des alltäglichen Lebens kannte er nicht; nur ein ewig sonnenhelles Reich alles Guten und Schönen lag sie vor ihm. Nun, da er seine Vaterstadt, seine Familie, seinen Freund verlassen sollte, nun schreckte er auf aus seinen Träumen. Aus den theueren Kreisen, die er so unendlich lieb gewonnen, sollte er scheiden, eine fremde Welt betreten, von deren Rohheit und Zügellosigkeit allein er nur, auch oft übertriebene, Gerüchte gehört hatte. Denn von dem Kieler Studentenleben wußte man in Altona nur solches; zumal ein talentvoller Jüngling, der früher diese Schule besucht hatte, in Ausschweifungen in Kiel zu Grunde gegangen war. Aber die Umstände gestalteten sich so, daß Biernatzki, trotz solchen Widerwillens, jetzt zuerst die Kieler Universität, welche ihm die nächste und ihrer damaligen Stellung nach für die ersten Studien geeignetste war, beziehen mußte, da überdies jeder Eingeborne dort zwei Jahre zu studiren gesetzlich verpflichtet ist.

Hier war damals, wie überall auf den akademischen Hochschulen des deutschen Vaterlandes, ein neues frisches Leben und Streben erwacht. Eine Vereinigung jüngerer, sehr begabter Docenten, die noch mit voller Jugendliebe gleich sehr den Wissenschaften und dem Leben anhingen, hatte die Herausgabe der Kieler Blätter und Beiträge übernommen. Durch dies Organ erschollen die Weckstimmen neu erwachter Freiheit durch das ganze Land und weit darüber hinaus. Es ist bekannt, daß diese Blätter die tüchtigsten, muthigsten Männer zu ihren Mitarbeitern zählten,

welche frei und offen hier ein Bekenntniß ächt patriotischer Gesinnung ablegten, getragen von den Stützen lauterer, wissenschaftlicher Forschung. Unter den Studirenden war freilich noch wenig von einem regeren Geiste zu verspüren. Noch herrschte in ihren Kreisen das Unwesen der Landsmannschaften mit all' ihren Rohheiten und Zügellosigkeiten. Diesen lockeren Vereinigungen fehlte eine sittlich-wissenschaftliche Grundlage. Zwar gab es Einige, die, wenn auch nicht selbst thätig, doch Zeugen jenes muthigen Kampfes bei Sehestedt, einem Kirchdorfe unweit Rendsburg, gewesen waren, in welchem die holsteinischen Truppen über den bei Weitem überlegneren Feind mit wahrem Löwenmuthe einen glänzenden Sieg erfochten hatten. Allein selbst in den Herzen dieser Jünglinge hatte die Flamme der deutschen Freiheitsbegeisterung noch nicht gezündet, theils wegen der entlegenen Oertlichkeit Kiels, theils wegen der zweifelhaften Stellung, welche Dänemark und mit demselben die Herzogthümer im allgemeinen deutschen Freiheitskampfe einzunehmen genöthigt gewesen waren. Dennoch dämmerte auch unter ihnen das Morgenroth einer besseren Zeit.

In diese Umgebung trat nun Biernatzki ein, ausgestattet mit reichen Anschauungen und schätzenswerthen, wenn auch noch ungeordneten Kenntnissen, aber ohne Menschenkenntniß; voll jugendlicher Begeisterung, voll Muth und Edelsinn, aber durch Blödigkeit gefesselt; ein ächter Dichter, dessen schwärmende Phantasie so sehr geneigt war, Alles nur durch einen Trauerschleier zu betrachten. Aber der Reiz der Neuheit riß ihn hin; er fand, wie er bald bemerkte, des

Besseren mehr, als er erwartet. Gleichgestimmte kamen ihm entgegen; man vereinigte sich, um umgestaltend auf den herrschenden Geist einzuwirken. Der entflohene poetische Hauch, der sonst dem Universitätsleben eigen war, sollte wieder über dasselbe ausgegossen werden. Ein reformatorisches Streben war dazu vor Allem Noth, und dieses konnte nicht ohne Freiheit von außen aufkommen. Daher man sich diese, die zum Theil noch geblieben, sorgfältig bewahrte und sich von innen heraus ihrer würdig zu machen bemühte. So gab sich denn auch Biernatzki im vollsten Maaße der Freiheit des Burschenlebens hin, aber stets im edelsten Sinne der Freiheit im Guten. Selbst was das Aeußere betraf, so zog es ihn an, daß der Student sich von der Mode emancipiren durfte, ohne sonderlichen Anstoß zu erregen. Er schreibt darüber an seinen Herzensfreund Pelt: „Mancher vielleicht, dem seine Leidenschaften bisher streng gezügelt wurden, mag sich neugeboren fühlen, wenn er dem gestrengen Lehrer oder Vater entlaufen ist; aber für den Jüngling von festen Grundsätzen bleiben die verschiedensten Lagen immer dieselben. Das Hauptgesetz des Burschenlebens scheint mir, so viel ich bemerkt zu haben glaube, folgendes zu sein: Ein Jeder nach seinem Geschmack! Daher die verschiedensten Sitten und Trachten, daher niemals Aeußerungen gegen das Betragen oder die Kleidung eines Andern, daher überhaupt die Gleichgültigkeit der Burschen gegen einander. Du würdest ganz mit mir zufrieden sein, wenn Du mich hier im Flaus und Holz in's Kollegium wandern siehst. Mancher, der mich in Altona gekannt hat, sieht mir ver-

wundert nach. Meine Burschikosität erstreckt sich jedoch nur, ne majora credas! auf das Aeußere. Das Commerschiren gefällt mir noch immer nicht, und Duelle verabscheue ich, obgleich der Fechtboden gern und häufig von mir besucht wird."

Seinem Berufsstudium, der Theologie, blieb Biernatzki, wie es gewöhnlich Jedem im ersten Jahre auf der Universität zu ergehen pflegt, noch ziemlich fern. Er trieb nur das, was seiner Neigung augenblicklich am meisten entsprach, das aber auch mit Eifer und Begeisterung. Dazu kam, daß die Art und Weise, wie ihm die eigentlich theologischen Vorlesungen angeboten wurden, nicht geeignet war, ihn besonders anzuziehen. Eckermann's stereotyp gewordene Vorträge, allerdings durch die Entschiedenheit, mit welcher dieser Reigenführer der Rationalisten ein abstractes System durchführte, nicht ohne Bedeutung, sprachen sein dichterisches Gemüth nicht an. Dies einseitige Beharren beim biblischen Worte, dies Hervorheben des Buchstabens allein, ohne Eingehen auf den Geist, ließ ihn völlig unberührt, schreckte ihn eher zurück. Der geistreiche Kleuker, der über orientalische Literatur las, hatte fast gar kein Auditorium, woran die nicht begründete Verketzerung seiner Christgläubigkeit, als einer Hinneigung zum Obscurantismus und Mysticismus, wenigstens eben so viel Antheil hatte, als seine Vorliebe für das Seltsame und außerhalb der gewohnten Spur Liegende, so wie seine barocke Form, in welcher er vortrug. Die gründliche Gelehrsamkeit Francke's und seine große Humanität im Umgange mit den Stu-

direnden veranlaßten Biernatzki zwar, Vorlesungen dieses Mannes zu besuchen, allein die umständliche Weitschweifigkeit derselben befriedigte den ungestüm vorwärts strebenden Geist des Jünglings nicht. Twesten war eben ordentlicher Professor geworden. Von Vielen nicht verstanden, scheint er auch Biernatzki nicht zugänglich geworden zu sein, wenigstens zeigte sich kein merklicher Einfluß der Schleiermacher'schen Theologie, welche Twesten populär zu machen suchte, auf seine Grundsätze. Doch schrieb er an Pelt: „Unter den Professoren der Theologie zeichnet sich nach meiner Ansicht Twesten besonders aus, den ich jetzt, da ich ein Mal seinem Vortrage beigewohnt, regelmäßig höre." Reinhold endlich, der damals noch in großem Rufe stand, schreckte ihn durch die Einförmigkeit seiner spitzfindigen Dialektik ab. Er suchte sich vorzugsweise einen Gesammtüberblick über das Ganze der Theologie zu verschaffen. Je weniger er aber seinen unaufhaltsam fortstrebenden Geist innerhalb der Grenzen einer langsam fortschreitenden Erkenntniß zu halten vermochte, um so mehr mißfielen ihm die Anstrengungen, die Lehren der Religion in ein strenges scholastisches System zu bringen: das schien ihm derselben das Erhabene, Heilige zu rauben. Wiederholt beklagte er sich darüber gegen seinen Freund: „Ich suche mich, schrieb er, zu einer höheren Religiosität zu erheben, ich suche meine Gefühle mehr auf Gott zu beziehen, und durch inniges Beten hoffe ich diese Stimmung zu erhalten; ich glaube endlich, daß wir Gott nie durch den Verstand begreifen können, sondern, daß Er uns Seinen Namen allein in's Herz schrieb.

Religion ist keine Verstandessache, sondern eine Angelegenheit des Herzens; wir müssen uns in ein enges Verhältniß mit Ihm bringen, müssen glauben, daß Er in uns lebt und wirkt. Ein solcher Mysticismus ist allein wahre und innige Gottesverehrung. Durch diesen Glauben ist mir auch der an Christi höhere Natur klar aufgegangen. Es war mir ein herrlicher Gedanke, durch Jesum gleichsam wie durch eine Mittelsperson enger mit der Gottheit verbunden zu sein, in ihm gleichsam das Band zu sehen, welches den Abstand zwischen Gott und Menschen gehoben und uns dem Ewigen enger verknüpft hat." Obgleich aber überzeugt, daß das Gebet das herrlichste Mittel zur Vervollkommnung sei, so gestand er doch ein, daß es ihm schwer werde, fleißig zu beten, weil Gott ja Alles wisse, was der Mensch sagen wolle. „Dennoch, so schließt er, machen gerade die mündlich ausgesprochenen Worte das Gebet erst innig und herzergreifend." Die Grundrichtung seiner Seele war noch eine weniger religiöse, als streng sittliche, die sich sehr treffend in einem Wahlspruche ausdrückt, welchen der Zufall ihm in den Mund legte. Er saß nämlich einst am reizenden Ufer der Ostsee, welches den Kieler Hafen begrenzt, und zeichnete nachdenkend die bedeutsamen Buchstaben A. I. S. A. in den Sand. Ein Bekannter kam herzu und fragte, was sie bedeuteten. Biernatzki wollte nicht sagen, daß es die Bezeichnung des Dichterbundes sei, antwortete daher schnell und gefaßt: Aliis indulgens, sibi asper! (Gegen Andere nachsichtig, gegen sich selbst strenge.)

Mit großer Vorliebe setzte Biernatzki seine schon

begonnenen orientalischen Studien fort. Besonders war es die arabische Sprache, die er mit vorherrschendem Eifer trieb und worin er es auch zu einer großen Fertigkeit brachte. „Sie ist eine der herrlichsten Sprachen, schrieb er. Der Araber spricht mit der Flamme des Worts wie mit dem Blitz seines Schwertes, mit dem Pfeile seines Scharfsinns wie mit dem Geschoß seines Bogens. Aber daß sie mich von der Beantwortung Deines Briefs abhalten konnte, lieber Ludwig, ist nicht schön von ihr. Verzeih' ihr, sie ist eine ungezogene Tochter der Wüste. Wen sie glühend ergreift, den hat sie ganz und reißt ihn auf fliegendem Rosse durch die endlose Steppe. Wer ihr in's Flammenauge blickte, der ist ihr eigen bis zum Tode. So ist es mir ergangen. Wie todt scheint mir das übrige theologische Studium! Dies ist die Sonnenseite, und ihr werde ich ewig zugewandt bleiben. Ich sah dem Gluthmädchen in's schwarze Auge und schwur ihr Liebe und Treue. Und nimmer ist die Rückkehr. Von schwindelnden Höhen stürzt sie mich in endlose Tiefen, vom Abgrund wirbelt sie mich auf zum Sonnenlicht. Durch den lechzenden Brand des Sandes führt sie mich plötzlich auf kühle Oasen. Aber nirgends ist ein Halt, ein ewiger Sturm ist ihr Pfad." Diese mit Begeisterung unablässig fortgesetzten Studien führten ihn auch zu eignen dichterischen Ergüssen. „Wenn die irdische Wirklichkeit, — so sprach er sich in einem Briefe aus — sich gar zu hölzern um mich herumdreht und kein ätherischer Funke aus den Klötzen herauszulocken ist, dann wendet sich mein Geist immer sehnsüchtiger nach Dir, lieber Ludwig. Spielende Weste tragen mir oft Deine lieblichen

Gebilde vorüber, dann wird es mir heller vor der Seele und rascher kreist mein Blut vom Herzen zum Herzen. Froh und freudig folge ich durch den laublosen Hain, durch blumenleere Fluren dem immer heiteren und heiteren Bilde; aber dann schütteln plötzlich die tückischen Wolken eine prasselnde Regenfluth auf mich Armen, verschwunden ist jede reizende Täuschung — und ich fühle blos, daß ich durchnäßt bin und ein Narr war. Nein! Es ist nicht Narrheit, es ist Seligkeit, so zu träumen. Wie wollte der Mensch das Leben ertragen, wenn er sich nicht Rosen träumen könnte, wo Disteln starren, wenn der Geist nicht dem entfesselten Körper entfliehen und nicht vom modernden Strohlager auf hin zu den Strahlen der ewigen Sonne fliegen könnte!" Solche Gedanken bewegten seine Seele, und wiederholt theilte er sie seinem Freundeskreise in Altona mit, da er mit diesem in lebhaftem Briefwechsel stand. Selbst für ein größeres Werk, ein Trauerspiel, machte er einen Entwurf. Darüber schrieb er seinem Freunde: „Daß der Stoff, den ich wählte, für mich begeisternd genug sein mußte, wenn ich nur einer dichterischen Begeisterung fähig bin, wirst Du aus folgendem Anfang ersehen:

Aus der Polen Stamm entsprossen,
Doch im deutschen Gau geboren,
Ein' ich in mir Gluth und Sehnen
Für den Polen, für den Deutschen,
Doch noch Beiden bin ich fremd.
Komm' ich zu der Väter Heimath,
Suche meiner Ahnen Gräber,
Keiner fühlt des Fremdlings Trauer;

Und die Flur, die mich geboren,
Wo als Kind ich heiter spielte,
Kränzt mit Eichenlaub und Rosen
Jeden Sohn des Vaterlandes;
Doch dem Sproß aus fernem Stamme
Flicht sie Dornen um die Schläfe. —
Wie die Tanne, deren Wurzel
Nackt und bloß die Woge wühlte,
Daß sie ohne Halt und Nahrung
Wanket, sinket, niederstürzt,
D'rüber, d'runter tanzt die Welle,
Spielt die Fluth am grünen Laub;
So geht Der im Leben unter,
Den kein Vaterland begrüßt,
Ohne Heimath, die ihn liebt,
Ohne Boden, der ihn stützt,
Ausgestoßen auf der Erde,
Bastard dieser weiten Welt,
Nirgends heimisch, Allen fremd! — —

Obgleich er mit Allem, was er dichtete, sehr geheim hielt, nur selten im engsten Freundeskreise Einiges vorlas, so blieb sein Talent doch nicht verborgen; auch Fremde hörten davon. Manche ihm bisher ganz unbekannte Familien fingen an, sich für ihn zu interessiren. So erhielt er einst eine Einladung von einem angesehenen Bürger in Kiel, dessen liebenswürdige Tochter ihn kennen zu lernen wünschte. Kleine gesellige Abentheuer, die bei solchen Gelegenheiten vorfielen, wußte er dann in scherzhafter, witziger Weise zu besingen, und ungeachtet seiner Blödigkeit wurde er bald dort heimisch, wo man ihm mit Liebe und Freundlichkeit

entgegenkam. Besonders war es die Familie Schreiter, die ihn stets auf's Herzlichste aufnahm, was er mit der größten Dankbarkeit erwiederte. „Jetzt habe ich Menschen gefunden, schreibt er an seine Schwester, die mich lieben und die ich wieder lieben darf. Dies ist der Prof. Schreiter nebst Familie; wie genau ich dort schon bekannt bin, wirst Du aus folgendem Billet von ihm an mich ersehen: „Da ich weiß, daß Sie Theil an jeder kleinen Freude meines Hauses nehmen, so bitte ich Sie, mit mir und meiner Familie den Geburtstag meines kleinen Wilhelm im traulichen Abendzirkel zu feiern." Und wirklich war ich der einzige Fremde, der sich bei diesem häuslichen Feste befand. Diesem Manne bin ich viel schuldig, er macht mir Kiel sehr angenehm, er riß mich aus meiner düsteren Stimmung, er leiht mir alle Bücher, die mich auf meine Studien vorbereiten können." Ungeachtet solcher nicht seltenen Aufheiterungen in vertrauter Gesellschaft umwölkte doch mitunter tiefe Schwermuth seine Seele, besonders wenn körperliche Leiden, Zahnschmerzen und heftige Anschwellungen des Gesichtes ihn plagten. „Ach, ich bin zu weich für diese Welt geschaffen! Ich möchte gern jedes Menschen Seele an mein klopfendes Herz drücken, und eiskaltes Eisen ist es und Felsenstücke. Doch ich will Zufriedenheit auf meine Stirn schminken, und die düsteren Wogen in meinem Innern soll ein heiterer Wellenspiegel bedecken. Möchte ich Dich doch einst glücklich sehen! Aber wohl mir, daß das Schicksal mir nicht eine Schwester, wie Du, und einen Freund, wie Ludwig, versagte. Ohne Euch wandelte ich ein Todter unter Lebenden!" — Solche trübe

Seelenstimmungen verschwanden schnell, wenn Biernatzki sich in die allgemeinen Interessen des Burschenlebens hineingezogen sah. Die gemeinsame Feier der Reformation und der Völkerschlacht im October 1817 auf der Wartburg ward auch in Kiel lebhaft schon im Vorwege besprochen. Man kam überein, dorthin von Seiten der Burschen Deputirte zu senden. Biernatzki verherrlichte das Fest in einem Liede, welches in einer damals gedruckten Sammlung der Festreden und Gedichte aufgenommen ist und auch unter den Gedichten des Verfassers im letzten Bande dieser Ausgabe mitgetheilt wird. Die ächt deutsche Begeisterung, die jenes Fest beseelte, wirkte nachhaltig auch auf das Treiben der Studenten in Kiel, und Biernatzki ward mit die Veranlassung, daß sich die dortige Burschenschaft neu organisirte. „In der Burschenschaft, schrieb er dem Freunde, will sich seit der Wartburgfeier ein ganz neuer Geist erheben. Das unangenehme Verhältniß der Füchse und Brander soll, wenn nicht ganz aufgehoben, doch sehr gemildert werden. Jede rohe Aeußerung und ungezügelte Freiheit soll verächtlich sein; Commerschiren vernünftiger getrieben, unsittliche Lieder verdammt, geistlose Schreiconcerte verboten werden. Daß ich für diese Neuerung mit Wort und That strebe, magst Du denken; aber furchtbare Kämpfe mit der Gegenpartei sind zu bestehen. Doch wir wollen hoffen, daß unsere gerechte Sache siegen wird.“ Und sie siegte. Es kam in der That ein edlerer Geist in die Vereinigung, wodurch sie vor manchen Verirrungen bewahrt blieb, in welche ähnliche Verbindungen auf anderen Universitäten übergingen.

Zur größten Freude gereichte es Biernatzki, als er aufgefordert wurde, einen Dichterbund zu stiften. Darüber schreibt er: „Seit 8 Tagen bin ich Vorsitzer eines neu errichteten Dichterbundes. Der Hauptzweck dieses Bundes ist Bildung des Geschmacks, eben so sehr durch Beurtheilung der Geisteswerke anderer Männer, als unserer eignen. Ich mußte Gesetze über Gesetze machen und hatte zugleich mit den mystischen Speculationen einiger Mitglieder zu kämpfen u. s. w. Jetzt ist Gottlob! Alles im Reinen, und wir reimen und kritisiren lustig darauf los. Pst! Pst! laß das nur Keinen der Bundesglieder hören, da könnte ich leicht mein hohes Amt verlieren. Am Sonnabend werde ich eine pracht-, saft-, kraut- und kraftvolle Rede über den Nutzen unserer Anstalt halten. Frauen und Fräulein haben wir auch nicht vom Bunde ausgeschlossen. Wenn sich nur erst welche melden wollten!"

Daß bei solchem Treiben die Theologie ziemlich brach liegen blieb, läßt sich annehmen. Es fehlte Biernatzki noch immer an einer eignen Erfahrung und Ueberzeugung von der seligmachenden Kraft des Evangeliums. Doch empfing er schon damals manchen wohlthuenden, fördernden Eindruck; das Samenkorn ward vielleicht schon damals in sein Herz gepflanzt, schlug aber erst später Wurzeln und trug lange nach dieser Zeit Früchte.

In unserem Vaterlande herrschte nämlich damals im Allgemeinen fast überall im Volke eine kühle rationalistische Glaubensrichtung. Die Geistlichen, sämmtlich in Kiel gebildet, wo, wie wir bereits erwähnten, diese Auffassung des

Christenthums vom Katheder herab vorgetragen wurde, hatten dieselbe mit in ihr Amt hinübergenommen und durch ihre Predigten weiter verbreitet. Die bekannte Agende, denselben Grundsätzen huldigend, hatte jener Auffassung noch mehr Vorschub geleistet, und wenn sie auch einigen Widerspruch fand, so gelangte sie doch in die Hände jedes Pfarrers, ja ward denselben aufgedrungen. Immer mehr schwand die Altgläubigkeit dahin, sie wurde meistens nur noch als ein Spottname im Munde geführt. Nur in dem adligen Kreise, den die treffliche Gräfin Julie von Reventlow auf Emkendorf um sich versammelte, lebte der evangelische Glaube ungetrübt fort. Zwar fanden sich hier auch Römisch-Katholische, wie Stolberg, ein, allein das überwiegende Bedürfniß wahrer Herzensfrömmigkeit ließ für den Augenblick den Gegensatz zwischen den Evangelischen und Römisch-Katholischen in den Hintergrund treten; sie fühlten sich Alle als Christen eng verbrüdert. Klopstock, Claudius, Lavater u. A. standen mit diesem Kreise persönlich in engem Verkehr. Wie es schon einmal der Adel war zur Zeit der Reformation, der hauptsächlich durch seinen Einfluß die evangelische Lehre bei uns einführte, so war er es auch jetzt, der dem um sich greifenden Rationalismus ein Ziel setzte. Denn diesen frischen Regungen altgläubiger Christlichkeit in den höheren Ständen schlossen sich Männer, von gleicher Ueberzeugung erfüllt, mitten aus dem Volke an und gewannen dadurch einen größeren und gewichtigeren Einfluß. Unter ihnen war der geistvollste und beredteste Claus Harms. Schon von Lunden her, wo er zuerst als

Diakonus an der Fleckenskirche stand, hatte man seine Weckstimme vernommen. Seit Ausgang des Jahres 1816 war er nach Kiel berufen zum Archidiakonus an der St. Nikolaikirche. Mitten in den starren Rationalismus der gesammten Kathederweisheit warf er die helle Fackel des ächtkirchlichen, evangelischen Glaubens und rüttelte mit gewaltiger Hand an den morschen Stützen der theologischen Gelehrsamkeit. Mit einem Freimuthe, einer Würde, einer Festigkeit und Freudigkeit, die nur die innerlichste, tiefste Ueberzeugung verleihen kann, predigte er, trotz des manchfachsten Widerspruchs, das urchristliche Wort von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben. Ignoriren konnte ihn Keiner, der noch einiges christliche Interesse in sich trug. Er aber warf Jedem die Frage hin: „Für oder Wider?" und drang auf Entscheidung. Auch Biernatzki schreckte der Morgenruf dieses Glaubensboten aus seinen Dichterträumen. Versenkt in die blauen Gazellenaugen seiner arabischen Geliebten, ward es ihm anfangs schwer, in das Flammenauge des mächtigen Apostels mit gleicher Liebe zu schauen. Und wenn er auch nicht in Harms' Predigten die rechte Weise, die Religion der Liebe zu verkündigen, fand, da ihm, wie er sagte: „drei Viertel derselben von Hölle und Teufel eingenommen" schienen, so zogen sie ihn doch so an, daß er sie regelmäßig besuchte. Seine eignen religiösen Ideen kamen zur Gährung; Manches, was er bisher geglaubt, ward ihm zweifelhaft. Die lichtvolle überzeugende Kraft, die aus Harms' Worten sprach, riß ihn hin, er wurde zum eignen Forschen mächtiger denn je angetrieben. Zwar erschloß

sich sein Herz noch nicht, und er konnte nichts weniger als den Glauben des gefeierten Kanzelredners zu seinem eignen machen, aber das ward ihm klar, daß ihm selber noch Viel zu fragen und zu beantworten übrig sei. Da lernte er eine Familie kennen, deren Umgang einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte.

Unter den Christen, die das Erwachen des ächt protestantischen Glaubens im Vaterlande mit Freuden begrüßten, und daher oft nach Kiel kamen, um Harms predigen zu hören, befanden sich auch Tielemann Müller und seine Gattin. Müller, von Geburt ein Franke, war Einer der vielen Ausländer, welche Reinhold's Ruf nach Kiel gezogen hatte. Ursprünglich ein Theologe, hatte er doch die Theologie später, wegen beunruhigender Zweifel, die er vergebens zu beseitigen gesucht, wieder aufgegeben und war zur Medicin übergegangen. Doch auch dieser war er untreu geworden, äußerlicher Verhältnisse wegen, bewahrte aber immer noch ein sehr lebendiges Interesse für die Wissenschaft überhaupt und die höchsten Aufgaben des menschlichen Lebens. Seine Gattin war eine von Qualen, eine höchst liebenswürdige, gemüthvolle Frau, für das Reich Gottes auf Erden auf's Innigste begeistert. Damals wohnten Beide auf einer sogenannten Parcele (einem kleinen Gute) Arrild in Angeln, einer reizenden Landschaft im östlichen Theile des Herzogthums Schleswig. Sie hatten hier, wo auch viel Rationalismus in den Kirchen und Familien herrschte, einen ganz apostolischen Wirkungskreis gefunden. Durch seinen Jugendfreund, der, bis jetzt noch dem Studium

der Philosophie ergeben, den geistreichen Müller, welcher die Entwickelung der deutschen Wissenschaft durch Kant, Fichte und Schelling mit durchlebt hatte, kennen gelernt hatte und sich zu ihm außerordentlich hingezogen fühlte — durch diesen Jugendfreund wurde Biernatzki bei ihnen eingeführt. Auch sie waren eifrige Anhänger der von Harms verfolgten Glaubensrichtung in Wort und That, entschiedene Verehrer seiner Person. Die Freunde, die bisher nur die Namen der Harmsianer und Nichtharmsianer als bloße Parteinamen kannten, wurden durch die freundliche Aufnahme in Müller's Hause leicht von ihren Vorurtheilen gegen die Ersteren befreit. Besonders lernte Biernatzki begreifen, wie hohe Bildung, feine Sitte und ein einfach kindlicher Glaube an den Fleisch gewordenen Erlöser sehr wohl mit einander vereinbar seien. Freilich ward ihm noch immer nicht der tiefe Unterschied zwischen einer positiv- und rationalistisch-christlichen Auffassung der Glaubenslehre klar, aber, obgleich noch wenig gefördert in seiner religiösen Entwicklung, ward er doch zur Anerkennung jener ihm noch fremden Geistesrichtung hingetrieben. Mehr noch war dies der Fall, als die Freunde die von Müllers erhaltene Einladung, sie auf Arrild zu besuchen, im Sommer 1817 ausführten. „In tiefer Harmonie der Herzen, erzählt darüber Prof. Pelt, durchwanderten wir die grünen Hügel von Schwansen und Angeln, ergötzten uns an den reizenden Aussichten auf das Meer und dessen nähere und fernere Buchten, und besprachen die Interessen der Studien, der Kirche, des Vaterlandes, wofür unser Herz

glühte. In Arrild fanden wir die freundlichste Aufnahme, aber gelangten doch auch dort nicht zur klaren Einsicht der Stellung der religiösen Zeitfragen, blieben vielmehr an den allgemein geistigen Interessen hangen." Später reiste Biernatzki noch einmal dorthin, um Zahnschmerzen durch eine kleine Reise zu besiegen, was ihm auch gelang. Er war dort froh und blieb einige Tage bei Müllers, die gütig und liebevoll, wie immer, waren. „Wie viele gute Menschen giebt es doch, sagte er nachher, nimmer will ich den Glauben an die Menschheit verlieren!"

Im Herbste desselben Jahres gingen Harms' 95 Thesen aus, ein Zeichen, dem von vielen Seiten auf das Heftigste widersprochen wurde. Theologen und Nichttheologen traten als Gegner auf und die nächste Folge davon war, daß sich das Land in religiöser Hinsicht in zwei Parteien spaltete. Aber an Biernatzki und seinen nächsten Umgebungen scheinen sie ohne große Wirkung vorübergegangen zu sein. Ihm mochte das Schroffe und Paradoxe in denselben nicht zusagen, vielleicht gar sein religiöses Gefühl verletzen. Dem Freunde, in welchem das Reformationsjubiläum den Gedanken, Theologie zu studiren, erweckt hatte — bisher hatte er die Rechtswissenschaft gewählt — schrieb er, nach dessen eignem Geständniß, darüber Nichts, so sehr ihn auch diese plötzliche Aenderung im Entschlusse des Freundes beschäftigte. Nachdem er ihn auf sein eigenes Ideal hingewiesen, eine freundliche Landpfarre, ein liebendes Weib zur Seite, spielende Kinder umher, geliebt von der Gemeinde wie ein Vater, fern von dem täuschenden Glanze der Welt, einfach in

Wort und Leben die Lehre der Liebe zu verkünden und zu befolgen, setzt er hinzu: „Es wird nie Deines werden; Dein Geist ist zu rege, um abgeschnitten von der Verbindung mit der gelehrten und politischen Welt bei Menschen auszudauern, die Dich nicht verstehen, die nur an der Erdscholle kleben. Vergebens wähnst Du, sie zu Dir hinaufziehen zu können, und weil Dein inneres Leben Dich nicht mit ihnen verbauern läßt, so ist Mißmuth Dein Loos!" Dann spricht er sich über seinen eignen Glauben weiter so aus: „Sieh, ich setze nach meinem Charakter wenig, vielleicht zu wenig Vertrauen in meine eignen Forschungen, ich hange so gern fest an dem, was Männer, die ich achten muß, sagten und behaupteten. So ist der Grund meines Glaubens der Glaube Anderer, verbunden mit dem Mißtrauen in mein eignes Wissen." Je weniger also, wie daraus einleuchtet, die Theologie schon eine gewisse Selbständigkeit in ihm gewonnen hatte, desto mehr konnte er dem Freunde noch die Rechtswissenschaft empfehlen: „Mit welcher Bedeutung tritt sie jetzt in's Leben ein. Sie leitet den Kampf zwischen Volk und Fürsten: hier Freiheit — dort Sklaverei. Wie lebendig, wie philosophisch wird sie jetzt betrieben, und wie viel herrlicher wird noch ihre Sonne aufgehen, wenn die Partei siegt, welche ein allgemeines deutsches Gesetzbuch, statt des veralteten Corpus juris einzuführen strebt." An seine Schwester schrieb er um diese Zeit: „Gott ist mir ein einiger, gütiger, allmächtiger, allweiser Vater der Menschen. Diese hat Er bestimmt zur Tugend und Glückseligkeit, und seit ihrer Erschaffung hat Er sie zu diesem Zwecke erzogen,

erzogen durch Schicksale, durch Lehrer. In diesen Lehrern der Menschheit offenbarte Er sich vor Allem, das heißt: diese beseelte Er vor Allem mit dem Geiste der Reinheit der Gesinnung, des Vertrauens auf Ihn und dadurch mit besserer Erkenntniß. Der trefflichste dieser Lehrer war Jesus Christus, in welchem das Göttliche reiner und heller lebte und wirkte, als in irgend einem Andern vor und nach ihm. Aber auch jedes Menschen Brust trägt in sich das Göttliche, das, was ihn mit dem Vater verbindet, was ihn über diese Erde erhebt, was ihn einzig zum Menschen macht. Dies Göttliche in uns müssen wir immer mehr zu erkennen suchen und müssen uns bestreben, es immer frei zu machen in seiner Behausung, d. h. unsre Brust immer mehr und mehr zu reinigen von allem Unlautern, was uns verhindert, den Geist Gottes in uns ganz zu erfassen u. s. w. Wohl könnte ich Dir noch Manches hierüber sagen, aber ich wollte Dir nur die Furcht benehmen, daß Religion mir blos im Verstande, und nicht auch im Gefühl ihren Sitz zu haben scheint. Uebrigens werd' ich ein immer größerer Freund des Gebetes, und möchte, daß ich allen Menschen das Gebet so recht an's Herz legen könnte." Man sieht, er hatte Den noch nicht gefunden, der die Knechtsgestalt annahm, um die sündige Menschheit zu erlösen. Noch schwärmte er zu viel von dem Göttlichen in des Menschen Brust. Aber schon führte ihn der treue Hirte den rechten Weg, der auf den Stufen des Gebetes zu Seiner Erkenntniß leitet. Daher er auch an seinen Großonkel eben damals schreiben konnte: „Wahre Freude macht es mir, Ihnen sagen zu können, daß ich mich aus dem Kampfe mit Zwei-

felsucht und Unglauben, worin die verschiedenartigen Systeme meiner Lehrer mich gestürzt hatten, unversehrt gerettet habe. Ich bin jetzt so fest überzeugt von der Wahrheit dessen, was ich künftig lehren soll, daß ich mit Ungeduld die Zeit erwarte, wann ich auftreten kann; ich bin jetzt so fest überzeugt von der Göttlichkeit des Stifters unserer Religion, daß ich nicht begreifen kann, wie man daran zweifeln sollte, wenn man bedenkt, wie und wann er lehrte, wenn man betrachtet, wie von dem durch ihn so herrlich gegebenen Unterrichte die Menschen so bald und so verkehrt abwichen; und sie, die es nicht einmal vermochten das ihnen gegebene heilige Licht in seiner ganzen Reinheit und Klarheit aufzufassen, sie, die von Anfang her es jetzt noch immer durch Schwärmerei und Leidenschaft, durch Un- und Aberglauben verdunkeln und verhüllen, sie sollten es erschaffen und rein und heilig dargestellt haben? Nein das konnte nur Der, in dem die Gottheit lebte und wirkte, das konnte nur Christus." Diese letzten Aeußerungen, welche schon eine gläubige Ueberzeugung auszusprechen scheinen, waren doch nichts Anderes als der Ausdruck einer lebendigen Empfindung, welche noch keineswegs sich zu einer Herzenserfahrung durchgerungen hatte. Diese erfolgte erst später.

Bis zum Herbste 1818 blieb Biernatzki noch in Kiel. Damals waren die beiden ersten Jahre seiner akademischen Studien verflossen auf eine zwar nützliche, aber doch in seinem Fache ihn wenig fördernde Weise. Es war eine romantische Zeit für ihn gewesen, in welcher er mit jugendlicher Begeisterung manch neues Freundschaftsband geknüpft,

viel geschwärmt und gedichtet hatte. Mit dem reichen Schatze seines schöpferischen Talentes hatte er in engeren und weiteren Kreisen manchfach genützt. Um ihn sammelte sich eine nicht unbedeutende Zahl der Edelsten unter den Studirenden, die er für eine nachhaltige Wirksamkeit auf das Studentenleben im Allgemeinen anzuregen und zu begeistern wußte. Anhaltenden Fleiß und die Beobachtung der strengsten Sittlichkeit hielt er für die beiden höchsten Aufgaben des akademischen Bürgers und überall, wo ihm Gelegenheit gegeben wurde, dieses auszusprechen, that er es freimüthig und ohne Hehl. Es war ihm nichts verächtlicher, als die Kraft der Jugend in nutzlosen Tändeleien zu vergeuden; nichts widerwärtiger, als unter dem Scheine äußeren Anstandes ein rohes, zügelloses Leben zu verbergen. Wie er selbst sich nicht schämte von der unschuldigen Freiheit des Universitätslebens ungehindert Gebrauch zu machen, so scheute er doch alles heimliche Wesen und Treiben, jegliche das Maaß überschreitende Sucht nach Vergnügen. Und obwol er sehr gesellig, wie er war, häufige Zusammenkünfte mit befreundeten Altersgenossen liebte, so vermied er doch stets das sogenannte Commerschiren, oder war wenigstens immer Einer der Ersten, der sich aus solcher Gesellschaft zurückzog. Jeder Mißbrauch akademischer Freiheit war ihm zuwider.

Seine Kenntnisse waren vielfach vermehrt und erweitert worden. Vorzugsweise hatten die orientalischen Sprachen ihn ununterbrochen beschäftigt. Außerdem hatte er in die übrigen vorbereitenden Wissenschaften der Theologie we-

nigstens hineingeblickt, und so allmälig eine Uebersicht über das ganze Gebiet der Theologie gewonnen. Die Glaubenslehre selbst war ihm noch ziemlich fremd geblieben, und wenn er gleich auch hierin bereits Manches durchgenommen, so war dies doch wenig fruchtbringend geworden. Einzelnes hatte er geflissentlich vermieden, wie z. B. die Mathematik, die er freilich in späteren Jahren eine Zeitlang sehr eifrig trieb. Damals konnte er ihr gar keinen Geschmack abgewinnen, schon auf der Schule hatte er sie vernachlässigt, weil sie ihm zu schwer erschien. Er beruhigte sich mit dem launigen Schlußsatze: „Alles, was schwer ist, zieht zur Erde nieder; Mathematik ist schwer — also zieht sie von allem Himmlischen zur Erde nieder.“ Nicht besser erging es ihm mit der Philosophie. Sie kam ihm vor wie ein Irrgarten, aus dem Niemand, der sich einmal hineingewagt, sich wieder herausfinden könne. Daher hatte er kaum ihre Schwelle übertreten und nur höchstens von ihrer geschichtlichen Seite Kenntniß genommen. Am gründlichsten waren wol seine exegetischen Kenntnisse, besonders des Alten Testamentes, daher er auch in seiner religiösen Ausbildung mehr noch auf dem Standpunkte des Gesetzes stand, als auf dem des beseligenden Glaubens. Was er wußte, das wußte er gründlich und ganz, aber das Mancherlei lag noch ungeordnet durch einander und verschwamm mit seinen dichterischen Träumen. Er hatte die Flitterwochen des Universitätslebens gekostet, wie jedes poetische Gemüth sie kennt, dem die Liebe zur Wissenschaft und jeglicher Bildung innewohnt.

Sein Vater, obwol er dem Sohne nicht ausreichende

Mittel geben konnte, eine andere deutsche Universität zu besuchen, hatte doch immer diesen Wunsch von jeher gehegt und war auf dessen Ausführung bedacht gewesen. Selbst hatte er es erfahren, wie bildend und anregend ein längerer Aufenthalt unter anderen Menschen, als den Landsleuten sei, daher er wünschte, daß auch sein Sohn ähnliche Erfahrungen machen möchte. Der Wunsch ging in Erfüllung. Der bereits erwähnte Großonkel, der selbst unbeerbt war, half aus. Biernatzki und sein Freund Pelt standen im Begriffe eine deutsche Universität jenseits der Elbe zu beziehen; doch die Wahl war schwierig. Die allgemeine Meinung entschied für das damals nicht unberühmte, aber in prosaische und steife Formen eingeschnürte Göttingen. Aber der Großonkel war dagegen und seinem Wunsche mußte nachgegeben werden. Sie haben das nie bereut. Die politische Begeisterung und die Nachricht, daß dort am 18. October ein Nachklang des Wartburgfestes zu erwarten sei, lenkte sie nach Jena. Biernatzki's Vater, noch jugendlich genug, um seinen Sohn, wie es in einem Briefe heißt, zur Theilnahme an jenem Feste gleichsam fortzuschreiben, rieth selbst dringend dazu. Das lodernde Herz bedurfte dessen freilich nicht. Aber auch der Großonkel gab gern seine Zustimmung und der Plan ward ausgeführt. Die Wahl war glücklich und der treue Freund Pelt war der Begleiter Biernatzki's. In Jena — so erzählt fortan Pelt über die Reise dahin und den dortigen Aufenthalt — hatte damals Fries, als Kant'scher Philosoph, großen Ruhm, als Freund einer fast antiken Freiheit und als ächter Freund

der Studirenden, unter ihnen große Popularität; Oken galt als eine politische Macht durch seine Isis und seine kecken Reden; Luden als ein eben so freisinniger als interessanter Historiker und als ein feiner Politiker. Von den Theologen wußten die Freunde nur wenig. Baumgarten-Crusius, Schott waren ihnen kaum mehr als nur dem Namen nach bekannt; Kosegarten, ein junger, aber ausgezeichneter Orientalist, war für Biernatzki auch ein Magnet. Die Gründe des Besuches dieser Universität lagen indeß so weit außer den eigentlichen Universitätszwecken; daneben aber war ein Gerücht verbreitet, daß man dort fleißig sei und etwas Tüchtiges lernen könne.

Wie es den Holsteinern oft ergangen ist, daß sie das, was sie zu Hause besitzen, nicht gehörig schätzen und das Fremde im Lichte der Phantasie viel schöner sehen, so ging es auch den Freunden: sie erwarteten in ein Wunderland zu kommen und die goldenen Träume ihrer Universitätshoffnungen jetzt erst recht verwirklicht zu sehen. Mit diesem Gefühl langten sie auf der Post in Braunschweig an, in ächter Studentenkleidung, in welcher sie auch in Hamburg auf die Post gewandert waren. Als die Berge sich immer mehr erhoben, stieg ihre Stimmung immer höher, besonders freute sich Biernatzki daran, dem sie etwas Neues waren, vor Blankenburg bestiegen Beide den Regenstein und ließen die Post weiter fahren. In einem Briefe Biernatzki's an seine Schwester heißt es darüber: „Vor Blankenburg schien meine Reise einen romantischen Charakter anzunehmen. In der Nähe des Weges thürmte sich ein

hoher Felsen hinan und auf diesem ragten die Ruinen des Regensteins, noch im Sturze majestätisch, wie ein Denkmal einer Riesenwelt, hervor. Da hielt uns der rüttelnde Postwagen nicht länger. Hinauf mußten wir, hinauf die drohenden Felsen, durch Schluchten und Dornen, über Felsstücke und Gräben und endlich waren wir oben. Zum ersten Male auf einem solchen Grabe der Vorzeit, und zugleich die herrlichste Aussicht auf Gottes schöner Erde umher, war dieser Augenblick mir nicht weniger schaurig, als entzückend. Mehrere Säle, ganz aus Stein gehauen, waren noch erhalten, und mitten in einem dieser fanden wir einen völlig eingerichteten, neumodischen Tanzboden. So waren selbst diese ehrwürdigen Ruinen nicht von der erbärmlichen Thorheit unwürdiger Enkel freigeblieben. Da wo die Väter beim blinkenden Humpen ausruhten von Schlachtenmühen für Gott, Freiheit und Vaterland, da tanzen die Enkel, um ihre trägen Stunden auszufüllen." In Erfurt ward die große Susanne besehen und dem würdigen Kaufmann ein Besuch gemacht, durch welchen der Wechsel künftig bezogen werden sollte. Weimar wurde mit Ehrfurcht als deutsche Dichterresidenz betrachtet. Von da aus wurden die Sachen weiter nach Jena gesandt, um die auf der damals noch sehr elenden Post zerstoßenen Glieder durch einen Marsch wieder in Ordnung zu bringen. Die dürre Hochebene, in welcher Weimar wie eine schöne Oase liegt, konnte keinen sonderlichen Begriff von der Gegend beibringen. Unterwegs holten sie einen altdeutschen, noch sehr jugendlich aussehenden Jüngling, mit Ritterkragen und offenem Halse ein, einen unbe-

fangenen offenen Thüringer, für den immer ein Interesse bei den Freunden blieb, obwohl sie nicht viel mit einander umgingen. Er zeigte ihnen in diesem Augenblicke die Hauptpunkte der Umgegend, und nannte sie mit Namen. Beim Wege von der Schnecke herunter öffnete sich das freundliche Thal von Jena, in dessen Mitte die einthürmige Musenstadt in bescheidener Alterthümlichkeit dalag.

Die Freunde, welche wußten, daß Fichte und Schelling da gedacht, daß Schiller dort gestrebt und gedichtet, hatten ein Gefühl der Ahnung, daß jenes Thal in seinen engen Grenzen Bedeutendes, eine reiche Zukunft einschließen möge. Freudig wanderten sie bei der Schneidemühle vorbei in Jena's Thore ein; ihr Reisegefährte wies sie in eines excentrischen Freundes Wohnung, der für sie Zimmer gemiethet hatte. Wit von Dörring ist bekannt genug geworden, er war wirklich ein sehr anziehender Gesellschafter, die Ankommenden trauten ihm aber nicht sonderlich. Er war nicht zu Hause, dagegen ein breitschulteriger, kräftiger Jüngling von Mittelgröße mit schwarzem, gelocktem Haar; etwas blatternarbig, mit tiefliegenden, unter starken Backenknochen hervorblitzenden freundlichen, aber kühnen Augen trat ihnen mit aller Herzlichkeit des Baiern und des damaligen Jenenser Burschen entgegen und drückte ihnen die Hand mit einem fest und kräftig gesprochenen Gruße: „Seid ihr mit Schwarzbrod und Freiheit zufrieden, so wird es euch hier wohl gefallen.“ Es war Sand, der nachher auf so unselige Weise berühmt ward, der Gemeinschuld mehr noch verfallen, als eigner Verschuldung. Beide beschlossen in

ihrem Herzen, damit wollen wir zufrieden und glücklich sein, — ein Entschluß, der treulich gehalten ist, aber wohl für einen an holsteinische, tüchtige Kost Gewöhnten nicht immer so gar leicht. Aber über welche äußere Beschwerden hätte damals nicht die Begeisterung auf ihren Flügeln die von Freiheits- und Vaterlandsliebe Erglühten hinweggetragen.

Am 17. October 1818 waren die Freunde in Jena eingetroffen, sie richteten sich sogleich in ihren freundlichen Stuben in der Wucherei, mit einer Aussicht über einen Theil des auch jetzt noch freundlich grünen Saalthals, ein. Der erste Eintritt in Jena hatte schon eine Vorliebe erweckt, welche sich immer mehr steigerte. Anmuthig schauten die rothen Ziegelhäuser und die weißen Weinbergshütten aus dem kräftigen Grün hervor, welches den Anfang der Thäler bezeichnete, wie auch aus den Erlen am Ufer der Saale; kahl, aber in bedeutenden Formen, hie und da mit schroffen Abhängen, blickten der Landgraf, den sie aus dem Fenster sahen, und andere Berge in die Ebene hinab, zum Theil als Mahner der Vergangenheit, wie der Kunitzberg, von welchem die Kunitzburg weit in's Thal hineinschaute. Der Hauptort wurde ihnen schnell gezeigt. Der Sinn der Freunde war aber auf das Fest des folgenden Tages gerichtet. Die Beschreibung desselben giebt Biernatzki selbst: „Am 18. des Siegesmondes feierten wir das Fest der Völkerschlacht. Um 9 Uhr Morgens versammelte sich die Burschenschaft. Die Anführer, Fahnenträger, Adjutanten, Marschälle waren schwarz gekleidet, altdeutscher Rock, weite Hose, Barett

mit schwarzen Federn. Ueber die Schulter, quer über die Brust, lief eine rothe Feldbinde hin, die ein Schwert hielt. Erst ging der Zug zum Markt, wo auf einem Gerüste eine treffliche, kräftige Rede gehalten wurde; sodann ging der Zug mit fliegenden Fahnen und in festen Reihen in die Kirche, wo die Fahne nahe am Altar aufgepflanzt wurde. Nach geendigter Predigt, die nur von Freiheitssiegen sprach, ging's zum Mittagsessen auf den Eichplatz, von da zum Turnplatz. Am Abend brannten Flammen auf allen Bergen, die das im Thale liegende Jena einschließen. Wir zogen mit 600 Fackeln auf einen der höchsten hinauf. Ein ungeheurer Holzstoß flammte bald in unserer Mitte auf. Da trat Einer hervor und redete glühender und herzerhebender noch, als die himmelan lodernde Flamme schon so zu uns sprach. Lieder von Gott, Freiheit und Vaterland tönten durch das Rauschen der Eichen, die die Seiten des Berges umgaben. Du hättest uns sehen sollen. Der hohe Berg, die rauschenden Eichen, das lodernde Feuer, die wilden Gesänge unserer Anführer, wundersame, gleichsam aus den Gräbern der Vorzeit heraufgestiegene Gestalten: Alles dieses mußte Jeden mit den eigensten Gefühlen erfüllen."

„Wir fanden dort, so erzählt Pelt weiter, Deputirte aus Kiel: J. Olshausen, A. v. Binzer, Hornbostel aus Lauenburg, klug, jugendlichen Schwunges, kräftig und thatendurstig." Die Studien der Freunde hatten eben begonnen, sie kamen nicht mit ihnen in nahe Berührung, freuten sich aber, ihre Heimath mit so erleuchteten Erscheinungen vertreten zu sehen. Die Bewegung, welche

hier begonnen, dauerte fort, aber mehr in der Weise einer unbestimmten tüchtigen Bewegung für die Freiheit, als in bestimmten politischen Tendenzen.

Nun wurde die Gegend von Jena durchstreift und den der Ebene Gewohnten begegnete so manches kleine Abentheuer. An einem der ersten Nachmittage unternahmen die Freunde eine Excursion nach dem Fuchsthurme, auf dem Rückwege wurden die Sandhöhlen, welche nahe bei Wenigen-Jena sich befinden, untersucht; die Freunde wagten sich so weit, daß sie in tiefer Dunkelheit in dem Labyrinth von Gängen standen; da befiel sie ein Grauen, wie das bei Unbekannten leicht der Fall ist. „Wir wollten den Rückweg antreten, schreibt Biernatzki, aber undurchdringliche Nebelnacht verhüllte unsere Pfade. Die Wolken sanken immer tiefer herab, Nebel stiegen auf von unten. Ludwig glaubte Jena in Osten, ich in Westen. Lange kletterten wir rathlos durch Berg und Thal. Lachend und scherzend nahmen wir schon Abschied von Jena für die herannahende Nacht. Unsere Behausung wäre wol eine weite Höhle geworden, aus der wir ein schüchternes Reh herausjagten. Endlich nahten Menschen und wir erfuhren, Jena läge gegen Süden. So kamen wir nach noch öfterem Umherirren wieder in unserer Heimath an." Auf Biernatzki's poetisches Gemüth machte dieser an sich unbedeutende Vorfall den Eindruck, daß ihm von nun an die Gegend geheimnißvoller, romantischer vorkam, wie eine Art von Vorbereitung auf ungewöhnliche Erlebnisse und Erscheinungen.

Diese traten aber auch bald in eigner Weise hervor.

Unter der unscheinbaren Hülle eines gewöhnlichen freien Burschenlebens gährten wunderbare Stimmungen und Richtungen — eine Temperatur und Mischung der Lebensatmosphäre, wie sie mehr wunderbare Meteore, als große Erscheinungen und bedeutende Bildungen erzeugt. Das Grundelement bildete ein Freiheitsrausch von den Kriegen von 1813 bis 15; aber wie jeder Rausch Erhöhung einer zum Grunde liegenden Stimmung ist, wobei denn unerwartet oft Seiten hervortreten, die man wenig im Innern ahnt, so auch hier. Unter der phantastischen, dunkel gedachten Freiheitshoffnung und dem Entschluß, nach Kräften dafür zu streben, standen eine Menge persönlicher Vorurtheile, Triebe, Eitelkeiten, ehrgeizige und andere Strebungen, neben dem einigen Interesse für des deutschen Vaterlandes Wohl, das für die einzelne Provinz bis in die engsten Particularitäten hineinging. Zwei Hauptrichtungen machten sich vorzugsweise geltend: die Einen wollten gleich sein, wirken und scheinen, die Andern sich und das Vaterland für eine Zukunft vorbereiten; diejenigen Tendenzen, die später als die Germanische und Arminische in der Burschenschaft eine heftige und tiefe Entzweiung hervorriefen. Biernatzki's ganz bescheidene, tief innerliche, Schwierigkeiten leicht erkennende Natur ließ ihn die zweite Richtung verfolgen, mochte auch daneben eine innere Idealität des Anschauens, Denkens und Strebens ihn den conservativen Bestrebungen wenig geneigt machen. Nie schloß er sich Karl Follen's entschieden demokratischem Wirken an, welches immer von den kühnsten Phantasien vom Kaiser und deutschen Reiche getragen, gefährliche

Zwecke verfolgte; eine innere Stimme, die ihm sagte, noch sei die Bildungszeit für die Zukunft nicht abgeschlossen worden, warnte ihn davor. Den rascher vordringenden Freunden sah er oft mit Interesse, oft nicht ohne Bedenken nach; ihm selbst konnte das maaßlose Streben derselben nicht Befriedigung gewähren. Ihm stand ein anderes Ziel vor Augen: „Man erzählt Greuliches von der Burschenschaft, schreibt er. Doch haben wir kein anderes Streben, als uns so gut wie möglich zu Bürgern des Staates zu bilden, was wir durch Ausbildung der inneren Kraft und äußeren Stärke zu erlangen suchen. Daher der strenge Tugendsinn, der keine Lüge und keine Falschheit unter und um sich dulden mag; daher der Abscheu vor allem dem, was früher Studenten auszeichnete, rauchen, saufen und dergleichen. Allein selbst dieses ernste moralische Leben hat man uns zum Verbrechen gemacht. Ist das ein Verbrechen, daß wir geloben fest zu halten an dem, was schön, gut und wahr ist? Wahrlich, uns können nur die verketzern, die unser Streben nicht kennen, oder die Feinde des Heiligsten im Menschen sind. Kann die Gesammtzahl davor, wenn Einzelne ihr Streben zu heftig, zu glühend umfassen und vergessen, in welchen Zeiten, in welchen Staaten und in welcher Sitte wir jetzt leben? Früher umfaßten Solche das Schlechte des Studentenstandes desto eifriger, nun übertreiben sie das Gute. Denn eins muß ihr feuriger Sinn haben, dem er sich mit voller Gluth und Flamme ergeben kann." — Er suchte auch hier engere Verbindungen, selbst Familienkreise, und weilte besonders gern im Marezoll'schen Hause, ohne daß seiner

Natur und seiner anfangs kirchlichen Denkweise die abstracte, obwol kunstreiche Predigtweise des in jenen Gegenden noch immer geschätzten, früher in hohem Rufe in Kopenhagen wirksam gewesenen Consistorialraths Marezoll eben entsprechend gewesen wäre. Doch schrieb er: „Der Umgang mit Marezolls ist immer als eine Zerstreuung vom Burschenleben zu gebrauchen, besonders wenn es selten geschieht, wie ich es mache. Es wird mir immer so wohl und traulich zu Muthe, wenn ich nur in einem Familienkreise sitze. Aber schon die Baronesse von Eggers sagte mir: „„Sie entbehren und suchen die Liebe einer Mutter und die kann ich Ihnen dort nicht versprechen!““

Die orientalischen Sprachen waren es, die ihn fortwährend am meisten anzogen; seine Freunde pflegten ihn mit einem Namen zu nennen, der darauf ausschließlich Bezug hatte. „Zu meinem größten Vergnügen, schrieb er seinem Großonkel in Altona, habe ich hier den tüchtigen Orientalisten Kosegarten kennen gelernt; ich studire noch immer vor Allem Arabisch und Hebräisch. Ob ich ganz Recht daran thue, weiß ich nicht, aber die Vorzüglichkeit in Einem Zweige der Theologie wird ja wol die geringere Kenntniß in andern aufwiegen. Obwol die Bibliothek nur schlecht ist und die Kieler noch dazu weit bereitwilliger ihre Schätze öffnete, so kann man doch durch den Verkehr mit dem nahen Leipzig orientalische Schriften leicht bekommen und weil hier fast kein Student den andern auf der Stube besucht, weit ungestörter studiren als in Kiel, wo jenes häufige Be-

suchen so viele Zeit raubte." — Durch die Philosophie sich zur Theologie führen zu lassen, war aber seinen Gaben nicht entsprechend, daher Fries' Vorlesungen ihm nicht zusagten. Eben so wenig befriedigten ihn Schott und Baumgarten-Crusius, die beide dem verständigen Rationalismus huldigten. Ihre Vorträge ließen sein Herz kalt. Nur in den phantasiereichen Dichtungen des Morgenlandes fand er die ersehnte Wärme. Ja so weit riß ihn diese Begeisterung für das Orientalische hin, daß er eine Apologie Muhameds auszuarbeiten begann, in welcher er es unternahm, ihn besonders gegen den Vorwurf, Wunder erdichtet zu haben, zu rechtfertigen. Außerdem las er eifrig die Propheten des Alten Testaments in der Ursprache.

So kam es, daß er in seiner religiösen Ueberzeugung noch wenig dem kirchlich-evangelischen Glauben beistimmte. Denn jene in Kiel empfangenen Anregungen hatten noch nicht so tief Wurzel geschlagen, daß sie nicht leicht wieder hätten verschwinden können. Auch seine nächsten Freunde thaten das Ihrige dazu, da sie selbst als begeisterte Anhänger der Kant-Fries'schen Philosophie dem kirchlichen Glauben fern standen. Im vertraulichen Verkehr mit ihnen wurden gewöhnlich die religiös-gläubigen Ueberzeugungen wankend gemacht, wie man denn z. B. zur Erklärung der neutestamentlichen Wundererzählungen, namentlich der Heilung der Dämonischen, sich für den thierischen Magnetismus lebhaft aussprach, der damals in Kieser in Jena einen angesehenen Vertreter gefunden hatte. Außer dem oft erwähnten Jugendfreunde nahmen Meyer aus Bremen, der besonders

ästhetisch gebildet war, und Moz (Pfarrer in Bützow im Mecklenburgischen), ein klarer Kopf und fleißiger Student, dessen Herz dem Herrn der Kirche zugewendet war, an den Unterhaltungen Theil. Letzterer war es, der oft die philosophische Zuversicht der Andern bedeutend zu erschüttern verstand und ihren Zweifelglauben in seiner unbefriedigten Nacktheit darzustellen wußte. Dazwischen wurden Fechtübungen angestellt, geturnt, Ausflüge in die schöne benachbarte Gegend gemacht, nie ohne interessante Verhandlungen über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit; — so brachte es der damalige Geist der Jenenser Studirenden, so auch insbesondere der in diesem Freundenkreise mit sich.

Am 25. December 1818 traten die Freunde, ungeachtet der winterlichen Jahreszeit, eine Fußreise an, um das herrliche Thüringen kennen zu lernen. „Wir gingen zuerst über Kahla — so schrieb Biernatzki nach Altona— nach Rudolstadt. Bei Kahla klommen wir mit großer Mühe zur Leuchtenburg hinauf, wurden aber höchst unangenehm überrascht, als wir fanden, daß die herrliche Ritterburg zu einem Zucht- und Narrenhause benutzt war. In Rudolstadt besahen wir das Schloß und wurden durch eine schnelle Bekanntschaft mit dem Capellan bis in die innersten Gemächer geführt, eine Vergünstigung, die nur wenigen Fremden zu Theil wird, welche, während die fürstliche Familie selbst anwesend ist, dahin kommen. In derselben Stadt machten wir die höchst interessante Bekanntschaft des bekannten Capellmeisters Eberwein und des Directors Voß, einem Sohne des Dichters Voß. Von da gings nach Ilmenau

über Quittelsdorf und Königssee. Der Weg ist sehr reizend durch die Gebirge und das Schauerliche desselben wurde uns auch recht deutlich, als wir uns vor Ilmenau verirrten und längs der Schorte anstatt längs der Ilm gingen. Wir sahen uns bald von Bergen umgeben, die mit düstern schwarzen Tannen bedeckt waren. Dunkel war es schon längst, einzelne Sterne zogen herauf und machten den Schnee, in dem wir alle Spur verloren hatten, nur noch unsicherer. An beiden Seiten drängten sich die Berge immer näher zusammen und das knarrende Eis der Schorte ließ kaum noch Raum einen Fuß vorzusetzen. Da hielten wir eine Berathung, worin wir bewiesen, daß ein kluger Feldherr umkehren müsse, wenn er nicht weiter könne, und gingen dann, immer sehr bedächtig unsere eigene Spur verfolgend, denselben Weg wieder zurück bis zur Ilm. Wir kamen bald glücklich nach Ilmenau. Am folgenden Tage gingen wir nach Suhla und erfuhren sogleich, daß Abends daselbst Maskerade sein würde und daß L. mit seiner Familie gewiß dorthin komme. Wir blieben also, trafen wirklich Madem. P., den jungen L. und seine Schwester. Mit diesen gingen wir am nächsten Tage nach Schwarza, welches drei Stunden von Suhla entfernt liegt. Hier wurden wir mit der größten Liebe aufgenommen und von einem Tage zum andern aufgehalten, so daß wir zuletzt geradeswegs über Bentshausen, Dietendorf, Erfurt und Weimar wieder nach Jena zurückkehrten.“ In der Herrnhuter-Colonie Neu-Dietendorf besuchten sie die Betstunde, welche Biernatzki besonders ansprach und worüber er seiner Schwester schrieb: „Mit unserem frommen

Wirthe verfügten wir uns sogleich in die Betstunde. Lächle nicht, Auguste! ich halte diese Andachtsübung für die schönste meines Lebens. Nichts war da von Heuchelei, nichts von übertriebener Frömmigkeit. In der einfachen Kirche sammelten sich bei dem Läuten der Abendglocke die Brüder und Schwestern auf gesonderten Sitzen. Nach dem letzten Tone der Glocke störte keines Verspäteten Ankunft den Gottesdienst. Die Orgel tönte sanft und feierlich; die Gemeinde sang mit gedämpfter Stimme ein einfaches herzliches Kirchenlied. Bescheiden und prunklos, wie die Andacht in der Brust lebte, tönte sie auch in dem sanften, gefühlvollen Gesange. Die Orgel schwieg, das Lied war geendet. Ohne Geräusch erhoben sich Alle von ihren Sitzen, standen einen Augenblick still betend und kehrten dann mit wahrhaft frommem Sinne nach Hause." Doch war der Eindruck dieses Gottesdienstes nur vorübergehend.

Das Leben in Jena sagte ihm, ungeachtet der manchfachen Reize, doch nicht durchaus zu. Seiner innerlich glühenden, aber weniger nach außen gerichteten Dichternatur waren die Bestrebungen Vieler unter seinen Freunden allzu zudringlich. Daher sehnte er sich hinweg. Er beschloß Halle zu besuchen, um den Vorträgen Wegscheider's beiwohnen zu können, und daneben die orientalischen Sprachen unter Gesenius Anleitung fortzustudiren. Ehe er aber dahin ging, benutzte er die Herbstferien (1819) zu einer längeren Reise, die er in Gesellschaft einiger Freunde nach dem südlichen Deutschland und der Schweiz machte. Er sah den Rheinfall und den Bodensee, bestieg den Gott-

hardt und den Rigi und besuchte die schönsten Thäler im Alpengebirge. Von der ganzen Reise liegt mir eine sorgfältig ausgeführte Beschreibung vor, die er nach seiner Rückkehr nach Halle seiner Familie mittheilte. Der beschränkte Raum verstattet nicht, sie einzuschalten. Nie sprach Biernatzki ohne Erhebung und innige Freude von dieser Wanderung; sie war ihm die liebste Erinnerung aus seiner Studienzeit, und die Bilder, die sich damals seinem Gemüthe so tief einprägten, haben einen nicht geringen, unverkennbaren Einfluß auf sein Denken und Treiben in späteren Jahren gehabt. Schon in den Briefen, die er im Winter 1819 aus Halle an seine Schwester schrieb, äußerte er sich häufiger darüber. „Ueber das Wanderleben geht doch nichts, liebe Schwester, man lernt so verschiedene Sitten und Menschen kennen, und kleine, unbedeutende Abentheuer gewinnen einen so romantischen Anstrich, weil man fremd unter Fremden ist. Als ich so ganz allein auf den beschneiten Gefilden wandern mußte: welch' Gefühl, so allein auf der weiten Erde zu wandern! Ich mußte aufblicken zu den Sternen und laut beten zum himmlischen Vater, dem ich mich, fern von allen Menschen, ganz allein anheim gab, und frei und frisch pilgerte ich weiter!" — Dennoch blieb die Heimath das Ziel seiner Sehnsucht: „Mag es auch noch so schön sein im fremden Lande, doch zur Heimath wird es nie. So dachte ich auch, als ich von der Schweiz Abschied nahm.

Hoch vom Norden kam ich hergezogen,
Sah so manches schöne deutsche Land,

Sah der Alpen himmelhohe Bogen
Und der Schweizer wundervolles Land.

Doch zum fernen heimathlichen Heerde
Rufen Lieb und Freundschaft mich zurück,
Und um alles Schöne dieser Erde
Tausch ich nicht der Lieb und Freundschaft Glück."

Diese Gefühle steigerten sich zu einer gleichsam überirdischen Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit seiner Mutter; ein tief empfundenes Gedicht, welches ich hier mittheile, giebt davon Zeugniß. Es ist an seine theure Schwester gerichtet.

Wen hab ich sonst, Geliebte meiner Seele,
Mit der mich schon die Mutterbrust verband,
Wen hab ich sonst, dem ich den Traum erzähle,
Der nur zu bald im Morgenlichte schwand!

Ich sah Dich kommen, stand an Deiner Seite,
Wir lagen lange schweigend Brust an Brust,
Und ob mich wol Dein seltner Anblick freute,
War doch getrübt des Wiedersehens Lust.

Denn um uns lag so bang die weite Erde,
Gehüllt in Nebeln, wie im Leichentuch,
Die Wolken trieb, wie eine scheue Heerde,
Am Firmament des Sturmes irrer Flug.

Du wolltest reden, doch die rasche Thräne,
Sie drängte halb das leise Wort zurück,
Und mehr als Thränen künden, mehr als Töne,
Verkündet mir Dein seelenvoller Blick.

Wir schauten beide sehnsuchtsvoll nach oben,
Wo sie voranging, die uns Mutter war,

Da fühlten wir uns plötzlich sanft gehoben
Und über uns ward Alles licht und klar.

Wir traten ein in einen schönen Garten,
Wo Blumen blühten, hold und wundersam,
Und als wir noch in stummer Ahnung harrten,
Sahn wir ein Bild, das langsam näher kam.

Sie war's, die theure Mutter, Langvermißte,
Sie, die uns wieder mütterlich umfing,
Wir sanken froh an ihre Brust, sie küßte
Die Thräne weg, die noch im Auge hing.

„O meine Kinder! trocknet Eure Zähren,
„Bewahrt im Leid das still ergebne Herz,
„Der Mutter Segen möge Euch verklären,
„Und Eure Liebe lindre Euren Schmerz!"

Der Traum entschwand. — Doch sieh, die Morgenröthe
Blickt freundlich von dem lichten Himmel her,
Ich falte meine Hände zum Gebete
Und frage: war es Traum? und fühle: es war mehr! —

„Was soll ich Dir weiter den Sinn dieser Verse erklären, fügt er hinzu. Du wirst sie mitempfinden, wie ich sie aus reinem Herzen empfunden und in Worte gekleidet habe. Das Bild unserer verstorbenen Mutter steht jetzt immer so lebhaft vor mir, daß ich wol manchmal die Augen hoch aufschlage, ob es denn nicht wirklich da ist. Dies Bild stärkt mich zum Guten, und ich gelobe es mir immer fester, mich näher und näher der reinsten Tugend anzuschließen, und so glaube ich, müßte ich mit Heiterkeit Alles ertragen, was mir Unholdes bevorstehen mag. Ich lebe so ganz ein

inneres Leben; das äußere Leben ist gleichsam nur ein Gemälde, das langsam an meinen Blicken vorübergleitet. Wie gern möcht' ich, daß Dir auch diese innere Seelenheiterkeit mit Nichtachtung der äußeren Decorationen würde. Dies nur kann mich betrüben, daß ich Dich nicht gleich heiter weiß. Freilich hast Du Prüfungen zu bestehen, die ich nicht kenne, aber Gott liebt uns ja Beide und unsre Mutter segnet uns ja Beide!"

Ueber sein Leben in Halle erzählt Pelt weiter: „Der Aufenthalt in Halle sagte ihm in mehrfacher Hinsicht zu, obgleich er anfangs mit Krankheit zu kämpfen hatte, und der dunkle, von beständigem Kohlendampfe durchräucherte Ort selbst ihm nicht angenehm sein konnte. Er hörte bei Gesenius Jesaias und Einleitung in's A. T., war fleißig und übte sich in der sogenannten Anhallina, einer lateinischen Disputir-Gesellschaft, im Lateinischen, worin er solche Fertigkeit gewann, daß er in Wortspielen und Witzen oft die ärgsten Paradoxen glücklich durchzuführen wußte. Jetzt erschien seiner immer regen Phantasie Jena in rosigem Lichte, daß er hätte auf dem Markte niedersinken und den Boden küssen mögen." Hier war es auch, wo er manche inneren Kämpfe siegreich durchfocht. „Während meiner Unpäßlichkeit, die jetzt vorüber ist, schreibt er an Pelt, hatte ich recht oft Anregung und Zeit genug, unseres Zusammenlebens in Jena lebhaft zu gedenken. Da fiel mir denn auch ein, daß wir dasselbe wohl nicht mit der Innigkeit, in dem vollen Maaße des Glücks genossen haben, wie wir es hätten genießen können. In mir lag gewiß die Hauptursache. Ich war

nicht offen genug. Ich theilte meine Empfindungen, Gedanken, auch meine Fehler nicht offen und frei dem Freunde mit, dem ich doch mein ganzes Herz ergeben hatte und der doch auch wohl an jeder Freude und an jedem Schmerze hätte Theil nehmen sollen! Diese böse Verschlossenheit ist theils bei mir ein Erbfehler aus Holstein, theils hatte sie auch damals eine andere Ursache. — Mich erfüllte Leidenschaft — Kampf — Reue. Ich war des innigen Betens zu Gott so entwöhnt, daß mich nur Angst des Gewissens dazu treiben konnte. Aber Gebet hilft. Diese Leidenschaften sind wahre Anfechtungen — und nirgends möchte ich so gern als hier hinzusetzen — des Teufels. Aber seine Macht ist aus, und will er mir wiederkommen, so gedenke ich meiner verstorbenen Mutter, wie sie so bang auf mich herabsieht, wie sie wieder lächelt, wenn ich mich ermanne und rufe: „Mutter, Mutter, ich bleibe Dein guter Sohn!" — —

„Ueberhaupt glaube ich, heißt es in demselben Briefe nach einiger Unterbrechung, daß eine gewisse Gewohnheit, seine Empfindungen und Gefühle, selbst die besten und reinsten, zu übertünchen, ein allgemeiner Fehler unseres Zeitalters ist. Man fürchtet durch den Ausdruck des starken, edlen Gefühls lächerlich zu werden, und giebt ihm gern einen komischen Anstrich, um selbst mitlachen zu können. Und doch kann nur offene Darlegung unserer Empfindungen ein traulicheres Menschenverhältniß herbeiführen, was der sich selbst entfremdeten Menschheit fehlt. — Meine Gefühle, die ich, von solchen Grundsätzen geleitet, so oft und gewaltsam unterdrückte, schwellen jetzt immer höher an, aber sie überwältigen mich

nicht, sondern heben mich zu den Sternen empor. Nun will ich fleißig arbeiten, ich fühl's, ich weiß, ich muß ein braver Mann werden!" – Solche Blicke in die Tiefen der eignen Seele, solche ernste Selbstprüfungen und Selbstbeurtheilungen, aus denen hervorgeht, wie wenig er geneigt war, von sich selbst Großes zu halten, vielmehr in Demuth sehr wohl seine Fehler erkannte, führten ihn auch zu einer entsprechenden Lectüre. Es war das Buch von Grävell „der Mensch", das ihn sehr anzog und zu ferneren psychologischen Betrachtungen, besonders an sich selbst, veranlaßte. Immer aber blieb sein Hauptstreben nur ein sittliches; das politische Interesse trat sehr in den Hintergrund. „Mein größtes Streben, schreibt er, ist jetzt, auch in den sogenannten Kleinigkeiten immer das Beste zu wollen und zu thun, immer in Gott und mit Gott zu leben und die höchste Stufe zu erklimmen, die dem Menschen erreichbar ist. Es ist aber mir jetzt erst so ganz schwer entgegengetreten, wie viel dem Menschen durch seine Verhältnisse mit anderen Menschen in dieser Hinsicht widersteht. — Jetzt kann ich freilich nur in meinem Innern wirken, dieses reinigen und verklären, aber die Zeit kommt, wo ich auch durch Wort und That wirken kann, und ich freue mich sehr darauf. Ach! das Leben ist sehr kurz, schon bin ich so alt und habe nichts gethan. Und Kummer würden mir manchmal die verflossenen Jahre machen, wenn ich nicht, um leichter und freier zum Besseren zu streben, jedes Gedankens der Reue entsagt hätte. Der Nebel mag hinter mir bleiben, um mich sei Morgenröthe; vor mir glänzt am Ziele die Sonne." Man sieht, die Reue,

welche Niemand gereut, war ihm fremd geworden. Aber ein Hauch davon lebte im Herzen fort. Sehr treffend bekämpfte er die Behauptung eines Freundes, daß der Satz „Handle nach deiner Ueberzeugung!“ an der Spitze der Moral stehe. Er gebe nur ein Kriterium für das Recht oder Unrecht des Thäters, nicht für das Recht oder Unrecht der That; ein oberster Moralsatz als Princip der Moral sollte dem, der eine Ueberzeugung hat, ein Probirstein sein, an dem er die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Ueberzeugung prüfen könne. Er wollte „die Achtung der Menschenwürde“ zum Princip machen. Sand hatte freilich das Recht, gegen Kotzebue zu wirken durch Wort und Schrift und Beispiel, nicht aber das, ihn zu tödten, weil er dadurch die Menschenwürde, deren Attribut auch Freiheit der Meinungen ist, in Kotzebue verletzte.

Mitten im Winter, um die Weihnachtszeit 1819, kam der Freund aus Jena nach Halle, wo er ein paar Tage bei Biernatzki verweilte und dann mit ihm über den Vorharz nach Halberstadt wanderte, wo das gastliche Haus des Oberlandgerichtsraths Köhler, welcher mit dem Großonkel Biernatzki's nahe verwandt war, die Freunde aufnahm, die im Familienkreise, wenn auch der Weihnachtsabend vorüber war, unter Kindern einen Theil des schönen Festes verlebten. Nach einigen Tagen schieden sie dankerfüllt, mit einer Vorliebe für Halberstadt, von der liebenswürdigen Familie. Sie wanderten täglich sieben Meilen immer durch den Schnee: solche Anstrengungen waren Biernatzki sehr heilsam. Der Faden reicher Mittheilungen über die nächste

Vergangenheit, das Jenaer und allgemeine Interesse riß nicht ab. In Querfurt im Wirthshause, bei einer Flasche gefrornen Würzburgers, strömten die Herzen flammend in einander. Das Wiedersehen der Freunde und der Verhältnisse in Jena war kurz, aber genußreich. Nicht ohne Gefahr — aber Gefahren und Schwierigkeiten waren sein Element — ging Biernatzki über halbgebrochenes Eis, schwankende Brücken, überschwemmte Auen, über Weißenfels und Merseburg nach Halle zurück.

Hier gestaltete sich sein Leben immer angenehmer, besonders durch den Umgang, den er im Hause des trefflichen Bergraths Karl von Raumer, jetzt Professor in Erlangen, gewann, der ihm neben der wissenschaftlichen auch so manche tiefere, religiöse Anregung gab. Viele derjenigen Untersuchungen, die ihm früher trocken geschienen, z. B. über die Aechtheit des Pentateuchs, gewannen ihm jetzt lebhaftes Interesse ab; es ward die Rückkehr zur Theologie, wenn auch nur allmälig, vorbereitet.

So kam schnell die Osterzeit (1820) herbei, welche Biernatzki und seinen Freund in die Heimath zurückführen sollte. Ungeachtet der frühen Jahreszeit wurde noch ein Umweg beschlossen über Dresden und Berlin; auf ersteres drang vorzüglich Biernatzki's Vater, der wollte, sein Sohn solle möglichst viel von der Welt sehen. In Dresden, wo die Freunde zusammentrafen, verkehrten sie viel mit jungen Künstlern, sahen die Sammlungen und verlebten einige schöne Tage; von den Umgebungen konnte nicht viel gesehen werden, da das Wetter gar zu ungünstig war; desto mehr

beschäftigte die Gemäldegallerie, die Sammlung Mengs=scher Gypsabdrücke. Doch mußte Alles flüchtig besehen werden, da die Zeit durch einen Ausflug mit einigen Halle'schen Freunden nach dem Kyffhäuser am Harz schon beschränkt war. Ein dritter Freund, der jetzige Pastor Spliedt in Süderau in Holstein, war zu den Freunden gestoßen; zusammen wanderten sie nach Berlin. In der weiten Sandebene war, als sie sich ihr näherten, wenig von der großen, herrlichen Stadt zu sehen; nach dem Einzuge in's Thor mußten sie lange durch grüne Saatfelder, Kraut= und Rübengärten wandern. Aber Staunen ergriff sie, als sie endlich über die lange Brücke zum großen Schloß, zum Opernplatz und unter die Linden kamen, in deren Nähe sie Wohnung bei studirenden Freunden fanden. Nur drei Tage konnten Berlin gewidmet werden, aber genug, um von Schleiermacher's großer Bedeutung, die in Jena und Halle gar nicht anerkannt wurde, von Hegel's Philosophie, die dort nur ein Gegenstand des Spottes gewesen, so viel zu hören, um die Ahnung zu bekommen, daß hier Großes auf geistigem Gebiete vorgehe. Mancherlei ward flüchtig besehen; voll neuer, bewältigender Eindrücke machten sich die Freunde mit sehr leeren Börsen, aber fröhlichen Herzen, auf den Weg. In der weiten, nur durch Oasen und freundliche Städtchen unterbrochenen Sandwüste wurden die wichtigsten Probleme der Menschheit mit ernstem Eifer besprochen, eben so oft ward jugendlich gescherzt über kleine Abentheuer und Entbehrungen der Gegenwart. Am sechsten Tage Morgens, nach Bezahlung der Zeche, war nicht mehr als Ein Sechs=

ling und Ein Groschen übrig; aber es war auch die letzte Tagereise. In Bergedorf sollte Brod gekauft werden. Mit der ihm eigenthümlichen Laune fragte Biernatzki im thüringischen Dialekte, was das Geld werth sei; es ward angenommen, und unter Lachen verzehrten die Freunde das letzte Brod und tranken aus der Quelle dazu. Gegen Abend waren sie in der Heimath, erstarkt und von kleinen Uebeln genesen durch die Wanderung.

Biernatzki wollte nun in Altona für sich arbeiten, die Andern begaben sich nach Ablauf der Osterferien nach Kiel. Die Trennung war schwer. Aber Biernatzki sollte schon für das theologische Examen arbeiten, dem in Schleswig-Holstein ein besonderes Gewicht beigelegt wird, indem durch eine Menge von Graden der erste, zweite und dritte Charakter abgestuft werden. Biernatzki war auch, abgesehen von seiner Schwerhörigkeit, welche im Verkehr wenig bemerkbar, aber doch Fremden gegenüber und besonders bei öffentlichen Acten sehr lästig war, wenig geeignet, nach dem Maaßstabe einer öffentlichen Prüfung gemessen zu werden. Er hatte immer nach Interesse frei studirt, was ihn anzog, das weniger Interessante, Mechanische hatte er liegen lassen, er hatte vielfache, besonders orientalische Sprachkenntnisse und manchfaltige Bildung, aber nicht Gewandtheit und Geistesgegenwart, um sie immer mit Vortheil zu brauchen. Er fühlte das; der Gedanke an das Examen war ihm drückend, das Arbeiten dafür eine Last. Selbst Abhandlungen, die er sonst leicht gemacht hätte, und deren für die amtliche Prüfung zwei über ein selbstgewähltes Thema, die eine in

deutscher, die andere in lateinischer Sprache, auszuarbeiten waren, wurden ihm nun schwer. Er wußte sich dem Zwecke nicht zu fügen und lieferte später die Eine über die Wunder des Muhamed, die ihn schon in Jena beschäftigt hatte. Er arbeitete wirklich fleißig; aber die nun gefesselte Poesie spielte ihm dabei manchen Streich.

Zunächst beschäftigte ihn hier die evangelische Glaubenslehre und deren Geschichte, er studirte Scholastiker. „Hüte Dich, Ludwig, schrieb er, vor Petrus, dem Lombarden. Die Ankunft Deines Briefs hat ihn bis unter den Tisch verdrängt. Ein orthodoxer Bischof läßt sich nicht ungeahndet, am wenigsten vom Tische vertreiben. Du siehst hieraus, daß ich Dogmengeschichte studire.“ Dann bat er um Auskunft über Twesten's Ansicht in Betreff einiger Glaubenslehren. „Was denkt er von den Menschen, die nie etwas von Christo haben hören können? Wie macht er es mit der Stelle im Ev. Luc. 18, 19., wo Christus sagt: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott.“ Ihn ängstigte die Begründung der Erbsünde auf die mosaische Erzählung, da er doch durch Gesenius überzeugt worden, daß der Pentateuch nicht von Mose verfaßt sein könne. „Unsere Dogmatik baut noch immer zu viel auf die Bücher Mosis, die doch einen ganz mythischen Charakter in ihren Erzählungen der ersten Menschengeschichte haben.“ In seinen Erholungsstunden, deren er sich nur wenige gönnte, führte er die Rechnungsbücher seines Großvaters, der Besitzer einer großen Bleiche war. Auch für politische Begebenheiten blieb seine Theilnahme wach. „Bist Du nicht

freudetrunken, schrieb er, über den Sieg der Carbonari in Neapel? Ich freue mich, als ob ich selbst Neapolitaner wäre. Wieder ein herrliches Volk zur Freiheit gerufen, ein Volk, dem Keiner es zutraute. Wie ein Blitz ist die Freiheit dahergefahren! Wie ohnmächtig waren ihre Gegner. Ich sollte wohl neidisch sein, aber ich kann's nicht. Und der alte Invalide Germanus steht zu und brummt sein Landwehrlied: Nur langsam voran, nur langsam voran, daß ich fein bedächtig nachrücken kann! — Frisch auf, Du morsche Eiche, laß Deine Stützen fallen, laß es krachen und wirbeln in Deinen Zweigen; aus Sturm und Wetter trittst Du herrlicher hervor. — Wann wird unsere Zeit kommen!" — Von sich selbst sagt er: „Ich suche in meinem Innern jetzt recht aufzuräumen. Allen Sauerteig such' ich auszutreiben. Rein muß meine Seele werden, daß ich sie wie ein offnes Buch vor Gott und Menschen entfalten kann." Dennoch fühlte er sich innerlich gedrückt. „Mein Leben fließt so ruhig dahin, wie ein stehendes Wasser, und wenn jeder Frosch am Ufer ein Pedell der Mainzer Inquisition wäre, so würde er doch dem nothpeinlichen Gerichte nichts Anderes von mir vorquaken können, als: Stille Wasser sind tief." Hauptsächlich mochte daran die nöthige Vorbereitung für das Examen Schuld sein, die ihm nun einmal durchaus nicht zusagte. „Bis zum Examen streifen meine Gedanken, was hinter diesem liegt, reizt jetzt gar nicht meine Neugierde. Daß dieser Zustand für mich aber unangenehm ist, wirst Du glauben. Dieses Lernen einer Lection zum Aufsagen gefällt mir gar nicht und drückt mich oft ganz nieder. An Dichten wird

ebensowenig, als an andere schöne Künste gedacht; nur meiner Flöte verdanke ich bisweilen einige Erholung."

Sehr erwünscht kam ihm daher das Anerbieten seines Großonkels, der ihm noch einmal die Mittel gewährte, um Michaelis 1820 auf ein halbes Jahr nach Kiel zu gehen und dort seine Studien mit festerem Bewußtsein und bestimmterer Richtung, als früher, fortzusetzen. Auch war es ihm von großem Werthe, dort wieder mit seinem Herzensfreunde vereinigt zu werden. Beide bewohnten zwar nicht dasselbe Zimmer, aber doch Stuben in demselben Hause, das eine wackre alte Schuhmacherwitwe regierte, deren Sohn bereits Meister, aber unverheirathet war. Volks- und Spruchweisheit stand dieser braven Frau in reichem Maaße zu Gebote, und Biernatzki machte sich durch die Bereitwilligkeit, mit der er ihren Reden zuhörte, so beliebt bei ihr, daß sie später sogar noch seiner gedachte und ihm bei seiner Verheirathung eine zinnerne Suppenterrine schenkte. An Sonn- und Festtagen aßen beide Freunde oft bei ihrer Hauswirthin zu Mittag, und diese Freundlichkeit war für Biernatzki sehr wohlthuend. „Sehr angenehm, schrieb er dem Großonkel um Neujahr 1821, sind mir meine jetzigen Wirthsleute, die mich wie zur Familie gehörend betrachten. Jede kleine Freude, welche dem Hause widerfahren ist, muß ich theilen, jedes gut gerathene Gericht muß ich mitprobiren. Ist das hausbackene Brod besonders schön aufgegangen, gleich werden mir einige Schnitte davon geschickt; wird ein Gericht gekocht, von dem sie wissen, daß ich es gern mag, so bin ich gleich dazu geladen. Am Weihnachtabend aß ich daher auch

mit ihnen. Er ist ein Schuster, der mehrere Gesellen und Lehrburschen hält. Diese, die sonst nicht im Hause essen, waren an diesem Abende mit am Tisch. Vor dem Anfang des Mahles wurde ein großer silberner Becher mit Wein gefüllt, ich mußte vortrinken und dann ging derselbe rund um den Tisch. Eine alte Sitte, die mir besonders gefallen hat. So wird dieses Fest eine allgemeine Freudenfeier, wo die Herren vergessen, daß sie Herren, und die Diener, daß sie Diener sind." — Oft gingen die Freunde mit einander spazieren und beriethen über wissenschaftliche Gegenstände, welche sie mitunter noch Abends spät beisammen hielten; auch andere Bekannte sprachen bisweilen ein. Es war eine schöne reiche Zeit. Auf Biernatzki's Veranlassung bildete eine Anzahl von Freunden eine lateinische Disputirgesellschaft, welche zum Scherze von Einem der Mitglieder nach dessen Heimath Kohlenkarken Societas ecclesiae carbonariae oder Carbonaria genannt ward — in damaliger Zeit, da so viel von den Carbonari's geredet wurde, ein unschuldiger Scherz, der auch, so viel man weiß, nie das Mißtrauen der Universitätsbehörden erweckt hat. Damals waren auch fast dieselben nahe Befreundeten im homiletischen Seminar bei Prof. Schreiter beisammen. Dieser, etwas ängstlich, wie er war, und von der zartesten Gewissenhaftigkeit, besorgte anfangs von der freien Kritik, die sie übten, ernstliche Folgen, namentlich Duelle. So ward einst einem Mitgliede vorgeworfen, er jage nach Bildern in seiner Predigt, Licht und Staub kämen gar zu oft vor. Da rieth ihm Biernatzki, er möge sich künftig einen Besen und eine

Lichtscheere anschaffen. Bald erkannte der liebenswürdige Schreiter den Charakter des freundlichen Freimuths, ließ ihn gewähren und lachte mit.

In jenem Winter trat in dem Freundeskreise, in welchem Biernatzki lebte, eine von jenen Ausstrahlungen einer idealen Welt in das äußere Leben ein, welche auf die Jugend der Menschen dann und wann ihren Zauberglanz werfen. Fast jedem edleren und zumal poetischen Gemüthe erscheint wenigstens ein Mal im Leben ein solcher Wiederschein aus der höheren Welt in den seligen Tagen der ersten Liebe. Es giebt aber eine ähnliche Poesie in der Freundschaft, welche, wenn sie in einem größeren Kreise als beseelende Macht gleichsam eine Gemeinde der Freundschaft bildet, fast eben so mächtig in ihren Wirkungen, nur ohne die ausschließlichen persönlichen Beziehungen ist, wie die Liebe der Geschlechter. So weit Pelt.

Zur näheren Charakterisirung dieses Bundes mögen folgende Mittheilungen dienen, welche einigen Briefen Biernatzki's an seine Schwester und an einen Freund, den jetzigen Conrector an der Gelehrtenschule in Flensburg C. F. Schumacher, der auch dieser Vereinigung angehörte, entlehnt sind. An die Erstere schrieb er im Novbr. 1820: „— Die Wahrheit ist mir geblieben, daß es möglich sei im Kreise der Freunde, um den stillen, eignen Herd, ein Himmelreich auf Erden zu gründen. Wahrlich, um diese Idee in's Leben einzuführen, setze ich Alles daran." — „Unter mehreren Jünglingen bildet sich jetzt eine Gemeinschaft zum Streben nach höchster Tugend, vereint mit deut-

scher Offenheit und lebendiger Freudigkeit in allem Treiben und Thun. Darf ich Dir einen Brief abschreiben, den ich neulich von Carl Schumacher aus Schleswig bekam? Ich sah ihn nie, nur Ludwig's Gespräche machten mich mit ihm bekannt. „„Unser beiden geliebter Seelenbruder hat mich schon auf die Freude vorbereitet, daß Du durch ein freundliches Wort den Knoten fester schlingen wolltest, Du lieber unbekannter Freund, der schon lange unsichtbar mich an Dich fesselt. Was bedarf es auch mehr als eines solchen Freundes Freund zu sein, wie ich es bin, um mit inniger Liebe Den zu umfangen, der seinem Herzen der Theuerste ist, der ihm lieber ward, als sein Leben. Darum erwarte ich nicht das freundliche Zeichen, sondern greife in frohem Muthe vor, das Dir zu sagen, was auch Du mir nur zurufen kannst: daß mich inniger Dank zum Vater der Liebe bewegt, der durch einen Freund, der nun und nimmer von mir scheiden kann, mir einen zweiten zuführen will, der sonst fremd und bedeutungslos vielleicht neben mir seine reiche Bahn gegangen wäre. Ich wünsche mir Glück zu Deiner Freundschaft, Du lieber Biernatzki; ich will sie nicht erst erbitten, ich habe Dir meinen Bürgen genannt. Darum harre ich mit Sehnsucht der Stunde, wo ich mit lebendigem Wort Dich meiner Freude versichern kann. Noch hält mich mein hartes Schicksal von Dir fern, aber ich hoffe mit ergebenem Sinn, und wer weiß, wie bald mir diese schöne Hoffnung zur Wirklichkeit wird, daß ich mit frischer Gesundheit und mit doppelt frohem Lebensmuthe wieder in die Reihe meiner Brüder eintreten kann, von denen der un-

glückliche Zufall so lange mich getrennt hat. Das sei mein erster Freundesgruß zu Dir hinüber! Nimm ihn gern und herzlich auf. — So leb' denn wohl und sei mir gut.““ — — In Romanen habe ich wohl sonst solche Briefe gelesen, aber für die Wirklichkeit glaubte ich wären die Zeiten verloren, solche Poesie des Lebens in die Prosa unsrer Alltäglichkeit einzuführen.“ — An diesen Freund schrieb Biernatzki bald darauf: „Ich danke Dir, Carlos, Du hast ein Zauberwort in mein Inneres hineingerufen, das mich mit lebender Hoffnung durchdrang; und wohl bedarf mein Herz solcher Erweckungen, um nicht zu verzweifeln an seinen Idealen, um nicht zu glauben, daß die Wirklichkeit keine Empfänglichkeit hat für den Glauben an ein Himmelreich auf Erden, d. h. für ein Reich der Freundschaft und Liebe, durch Wahrheit, Offenheit und Tugend verbunden. Manchmal meine ich auch, und wohl nicht mit Unrecht, daß ich nicht würdig wäre einer solchen Gemeinschaft. Dein Brief hat mir die freudigste Hoffnung gegeben. O! wir wollen fest an einander halten, wir wollen uns gegenseitig — ich meine wir Alle, die wir jetzt eine Gemeinde der Freundschaft sind und die noch künftig zu uns treten, — wir wollen uns ermahnen, bilden, heben, daß wir Alle Eins werden in Reinheit des Herzens, in Freudigkeit des Lebens und in Freiheit der Gesinnung. O! sage nicht, daß ich schwärme; es ist mein schönster Traum; nein nicht mehr Traum. Es ist in die Wirklichkeit getreten; ich habe ja Pelt und Dich und Wilhelm, und habe die Hoffnung auf Andere. Die Zeit wandelt sich, die Bande der Mode und Sitte, der Ne-

bel der Alltäglichkeit schwindet mehr und mehr. Die Natur tritt wieder in's Leben und freudig empfangen die jungen Herzen sie. Vor Zeiten lebte der Deutsche nach der Natur, aber er kannte sie nicht, er wußte nicht, welch' ein Schatz seine Offenheit, Treuherzigkeit, Einfachheit, mit einem Worte Natürlichkeit sei. Da verließ er das Alte und folgte der neuen gleißnerischen Göttin der Mode und Alltäglichkeit, die tiefes Gefühl für ein Unding und den Ausspruch desselben für ein crimen laesae majestatis hält, das nur höchstens auf der Bühne erlaubt ist. Die Natur hatte Manche nicht ganz verlassen, aber sie lebte nur in der tiefsten Brust; sie durfte nicht in's Leben treten, ohne verspottet zu werden. Oft sah der Jüngling in des Jünglings Auge, er fühlte sich tief ergriffen; ich habe Dich lieb, wollte er sagen; die Worte standen auf der Lippe, aber die Sitte dräut ihm, er tritt erschreckt zurück und der Augenblick war vorbei und kam nicht wieder, der zwei Herzen für die Ewigkeit verbunden hätte. Es wird anders. Die Natürlichkeit tritt wieder zu uns. Das Wort erröthet nicht mehr an dem Gefühle, es schließt gern der Seele Inneres auf. Das Herz spricht wieder zum Herzen die reine Sprache des Herzens! — Und so wollen wir es ferner halten, Freud' und Leid und selbst ernsten Tadel nicht verhehlen. Die verborgensten Gefühle müssen wir niederlegen als einen Schatz Einer in des Andern Brust; und dies ist uns vorzüglich nöthig, die wir uns so spät fanden, die wir auch in der Zukunft wenig Hoffnung längerer Vereinigung sehen, und die wir doch Eins werden wollen in Freundschaft und Liebe, Eins werden wollen im Streben

für Gott, Freiheit und Vaterland." — In einem andern Briefe an Denselben heißt es: „Wenn ich Dir weniger schreibe, als ich wohl wollte und — als Du wohl möchtest (steh' mal, wie eitel ich bin!): so mußt Du dies meinen unendlichen Arbeiten zuschreiben, die mich auch abgehalten haben, jetzt mit Pelt zu Dir zu kommen; ich freue mich, wenn ich daran denke, wie vergnügt Ihr sein werdet. Aber ich bitte auch, denkt nur nicht an mich, denn ich werde mit keiner Silbe an Euch denken; ich lebe und webe in dieser Zeit ganz in der Arabischen Wüste, und wer sollte wohl in Mekka und Medina mich an Schleswig erinnern. Eure Gedanken und Gespräche von mir würden sympathetisch auf mich hinüber wirken (nicht im Spaß, denn ich glaube fast oder fest daran!) und mich in meinen Arbeiten stören. Doch wohl ein- oder mehrmal erlaube ich's Euch noch, wenn Ihr im Freundschaftsgruß Seele um Seele tauscht, dann laßt mich nicht so fern stehen; nein, dann wißt, daß ich bei Euch bin, daß mein Herz mit in Eurer Umarmung schlägt. — Vielleicht werde ich Dir auch näher befreundet durch den Aufenthalt meines Ludwig bei Dir. Er wird Dich aufklären über meine Meinungen und Ansichten. Mein Herz könnte er Dir auch wohl darlegen, wie es immer jetzt mehr zum heitern Gottesfrieden kommt, da es so lange in ewigem Nebel umher nebelte; aber es ist besser, er überläßt es mir, denn unser Briefwechsel soll Herzenstausch sein und einem Jeden von uns Aufklärung geben über des Andern Herz und über sein eigenes. Schon danke ich Dir Viel, Carlos, Du hast wieder die Poesie in meiner Seele geweckt, ich war

wirklich ganz prosaisch geworden, freilich nur im Aeußern, denn im Innern glühte die Poesie des Lebens immer fort; aber nun bin ich ganz aus der Prosa heraus, nun rufe ich's der ganzen Welt zu: Seht Ihr Ungläubigen, es giebt doch noch Poesie im Leben, der Ungesehene schließt dem Ungesehenen sein Herz auf, der Unbekannte lebt in der Brust des Unbekannten! — Wie freue ich mich, daß mich Menschen, wie Ihr seid, lieb haben. Liebt mich nur nicht zu sehr, ich verdiene es wirklich nicht. Aber liebt mich doch nur aus vollem Herzen, denn ich liebe ja Euch aus voller Seele und ich will streben und ringen, daß ich ganz werde, wie ich sein soll. Immer möchte ich Euch noch fragen: habt Ihr mich verstanden? wißt Ihr, wie ich Euch liebe? Es geht mir beinahe so, wie dem arabischen Mädchen:

Alle Lüfte säuseln lauer,
Alle Bäume blühen heller,
Alle Vögel singen schöner,
Seit ich Mansurs Auge schaute,
Seit mir Mansurs Rede tönte:
„Liebst Du mich, geliebtes Mädchen?"
Worte konnt ich nicht erwiedern;
Sahst Du meiner Wangen Glühen?
Fühltest Du die Hand erzittern?
Hörtest Du des Busens Schläge?
Hast Du mich verstanden, Mansur?

Wie kann ich noch zweifeln? In Allem, was ich von Euch erfahre, seh' ich ja, daß Ihr mich verstanden habt, seh' ich ja, daß ich Euer geworden bin; und ich werde es gewiß, ich werde Euer bleiben! Es hängt ja ganz allein von mir ab,

ob ich immer so bleibe, wie Ihr mich haben wollt, fromm, fröhlich und frei, und Du, Freund, nimm das Versprechen des Freundes, ich werde nicht wanken in der Liebe zu Gott und den Menschen! — Wohl thut es mir jetzt, Dir sagen zu können, daß ich auch in der Auffassung des höheren heiligen Wesens der Freundschaft und Liebe ganz mit Dir übereinstimme. Kannte ich ja doch, ehe ich Euch kennen lernte, nur Einen Freund und keine Liebe. Darum vergieb mir, Carlos, den Schmerz, den ich Dir machte; Du wirst mir noch Manches künftig zu vergeben haben, denn es fehlt mir ja noch so Vieles, ehe ich werde, wie ich sein soll. Vergieb mir meine Worte; ich dachte sie nicht so, wie Du sie nahmst. Worte betrügen uns oft um unsre Gedanken und geben nie den Laut rein wieder, den die Seele rein dachte. Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr. — — Heute, Sonntag, war ich mit Pelt in Knoop. Es war so wunderschönes Wetter, Himmel und Meer und Erde so ruhig, die ganze Natur schien in des liebenden Vaters Armen zu ruhen, wie das lächelnde Kind an der Mutterbrust. Wie könnte der Mensch unruhig sein in diesem stillen Frieden des Weltalls. Uns war recht kindlich zu Muthe. Wir gedachten Eurer, wir gedachten einer heiteren Zukunft; und daß wir uns diese Zukunft so schön denken können, das danken wir ja Eurem Vereine. Gewiß, Carlos, der Bund ist nicht zerstreut nach West und nach Ost, wir sind noch immer zusammen und hauchen noch immer Freude Einer in des Andern Herz hinüber, wie das Siebengestirn am Himmel im Wechselschimmer Strahlen tauscht. — Heute hat

sich unser alter Dichterbund, die Braga, wieder constituirt, und ich glaube, Ihr werdet bald etwas von uns lesen. So oft ich auch schon das Dichten aufgegeben habe, so treibt mich doch immer wieder ein oder der andere Umstand dazu hin, und Ludwig räth auch immer zu und sucht mich zu überreden, daß ich keine schlechte Gedichte mache. Daher ist es mir lieb, daß ich jetzt Gelegenheit habe Einiges in's Publicum zu bringen, freilich mit den Arbeiten besserer und schon längst berühmter Dichter, die aber nicht zu unserem Bunde gehören, zusammen; aber vielleicht erbarmt sich ein mitleidiger Recensent meiner und sagt mir mit strenger Kritik was an mir ist."

Der Freund, an den diese Briefe gerichtet waren, befand sich damals in Schleswig, wo außer ihm noch mehrere Mitglieder des Freundschaftsbundes lebten. Dahin war der erwähnte Wilhelm gereist, und auch Pelt stattete dort in den Weihnachtsferien 1820 einen Besuch ab. Er kehrte begeistert zurück und erzählte Biernatzki, der ihn seiner gehäuften Examensarbeiten wegen nicht hatte begleiten wollen, so viel, daß dieser dennoch im Januar, als der bekannte „Umschlag" in Kiel gehalten wurde, nach Schleswig eilte. Welchen Genuß er von seinem dortigen Verweilen hatte, ersieht man aus den nachfolgenden Briefen, die er nach seiner Rückkehr an Carl Schumacher schrieb: „Gegen 6 Uhr bin ich in Kiel, am 10. Januar 1821, wieder angekommen. Noch kann ich aber keinen Gedanken fassen, als den, daß ich nicht mehr bei Euch bin. Auf der ganzen Reise hierher habe ich keinen anderen gehabt, als Euch. Tief in meinen

Mantel gehüllt, nicht sehend und nicht hörend, schritt ich fort und einmal warf ich mich nieder am Schneehügel und beschrieb dem trauten Vereine meines Lebens Bildung durch Fehler und Irrungen. Ich würde es nicht gethan haben, wenn ich jetzt nicht fühlte, daß ich Eurer würdig bin, denn den kindlich frommen Sinn, das reine Gefühl habe ich hindurchgebracht durch die Irrfahrt, ich habe gerettet die lebende Seele!

Der Kindheit Zeiten sind die schönsten Jahre!
Ich weiß es nicht, ich hab' sie nicht genossen.
Am Krankenbette lag ich angeschlossen
Und neben mir stand oft die Todtenbahre.
Die Jugend kam, des Geistes helle Blüthen,
Vereint mit neu erwachter Lebensstärke,
Sie schienen das Verlorne zu vergüten
Und reiften mich zum ernsten Tagewerke.
So trat ich sehnend in das wirre Leben,
Ein Kind an Unerfahrenheit, an Jahren reich;
Von bunten Blumen war ich rings umgeben,
Erfahrung kam, die Blumen wurden bleich;
Und hier und dort wollt ich noch Eine retten,
Vergebens! Ach, sie starben alle hin!
Die leichten Kränze wurden schwere Ketten
Und Finsterniß umwölkte meinen Sinn;
Doch war Ein Stern am Himmel nicht verglommen,
Der schönste Stern, der unsre Pfade hellt:
Mein Ludwig war mir nicht genommen,
Er gab dem Todten eine neue Welt.
Wir mußten scheiden, und ich wäre kaum
Jetzt des Verderbens offnem Rand entronnen —
Alltäglichkeit, du hättest mich umsponnen!

Auf meiner Seele lag ein schwerer Traum.
Gott, da erschienst Du mir, Berather meiner Tage!
Du führtest mich zum schönen Saalestrand,
Und was ich glühend jetzt im Herzen trage,
Das fand ich dort: Gott, Freiheit, Vaterland!
Nun bin ich reich, nun ist der Himmel mein!
An Gott und Menschheit hängt mein fester Glaube;
Und was mir auch der Brüder Tücke raube,
Von Menschenhaß blieb dieser Busen rein.
Doch schwebt ich immer noch auf goldnen Träumen
In meiner Phantasieen reiches Land,
Und suchte dort in unbekannten Räumen,
Was ich bei Euch entzückt im Leben fand.
Wol sah ich zweifelnd oft nur trautes Walten
Und wußte kaum, ob nicht ein Zauberschein
Mir meiner Phantasie ersehnte Huldgestalten
Entfaltete. — O nein! o nein!
Es war die Wirklichkeit. Doch nicht bekannt
In solcher Seelen Kreis zu leben,
Erbangte oft das Herz mit Beben,
Der Demuth und Bewundrung gleich verwandt."

„Wilhelm (der auch diesem Bunde angehörende Freund) ist zurückgekommen, heißt es in einem andern Briefe, und ich habe mich recht gefreut, eine neue Gelegenheit zu haben, über Schleswig, d. h. über Euch zu sprechen. Wohl mir, daß es nicht die Begeisterung eines Augenblicks war, die mich an Euch fesselte. Nein, bis an mein Lebensende werde ich Euch im Herzen tragen. Ist mir ja doch von der Zeit an mein Leben erst recht in seiner Klarheit aufgegangen. Was ist doch alle Wissenschaft, die ein mühsamer Fleiß uns giebt, gegen solch' eine Seelenerkenntniß?

Was ist doch alle Lust der Welt gegen solch' eine Freude an der Gemeinschaft mit guten Menschen? Wir wollen recht fest halten daran, Carlos; sie soll unser Stern sein, der uns Hoffnung, Trost und Frieden lächelt, wenn um uns düstere Nacht ist. Mag uns Alles verlassen, diese werden uns nicht verlassen. Wir hätten uns selbst vergessen, wenn wir diese heilige Familie vergessen könnten. Doch Dir brauche ich ja alles dieses nicht zu schreiben. Du fühlst ja mit mir und wirst mit mir bleiben im Himmel und auf Erden!"

Dies wird genügen, um einigermaaßen die geistige Richtung dieser Vereinigung zu begreifen, wie sie auf so rein idealem Boden erbaut, den Keim ihres Unterganges schon von Anfang an in sich selbst trug. Denn mochten auch zuerst alle Mitglieder eines solchen Aufschwunges fähig sein, — gewiß es waren doch Einige von ihnen entweder gewaltsam und ihrer eigensten Natur zuwider von den Anderen mit fortgerissen, oder sie hatten sich selbst so weit hinaufgeschroben. Unmöglich konnte diese Spannung der Gemüther von Dauer sein. Je weniger und seltener die Freunde und Freundinnen einander sahen und sprachen, je lauer ihre Correspondenz wurde, desto loser wurden die Bande ihrer Vereinigung. Der Bund war schon zerfallen, ehe Biernatzki an die Möglichkeit seines Aufhörens gedacht. Er war vielleicht der Einzige unter Allen, der das Phantastische darin übersehen hatte; ihn hatte die eigene phantasiereiche Natur das Ideelle mit dem Wirklichen verwechseln lassen. Als nun auch an diesem Gebäude seiner Träume die letzten Stützen fielen, da ward er tief erschüttert. Eine wehmüthige

Stimmung bemächtigte sich seiner; sein Geist war umflort, seine Kraft gebrochen. Dazu kam, daß er nun auch die Neigung für eine der Bundesschwestern aus seinem Herzen schwinden sah, eine Neigung, die in der Stille erwachsen, gepflegt und der Reife nahe war. Auch sie erkannte er als eine Täuschung und wenn gleich erst später sie gänzlich aufgegeben wurde, die Blüthe begann schon zu welken. Wer vermöchte zu sagen, welche Gefühle damals sein Inneres durchkreuzten! Aber schon die Leidenschaftlichkeit, mit welcher dieser Bruch ihn erfüllte, der ungehemmte Schmerz, dem er sich hingab, bewiesen, wie tief verletzt er sich fühlte.

Um Ostern 1821 verließ Biernatzki Kiel, wodurch auch diese Verbindung abgebrochen wurde, und kehrte in sein elterliches Haus zurück. Er hatte nun den festen Entschluß gefaßt, um Michaelis desselben Jahres sich der amtlichen Prüfung zu unterziehen, und wollte sich dafür in der Stille seines Hauses, fern vom trauten Freundeskreise, vorbereiten, da er nur zu wohl eingesehen haben mochte, wie seine Theilnahme an jener Vereinigung ihn von streng wissenschaftlichen Studien abgezogen hatte. Doch hatte er noch Kraft genug sich zu ermannen und für sich zu sein. „Ich habe jetzt, so schrieb er dem Freunde bald darauf, eine große Cur mit mir vor, der ich sehr bedarf. Ich bin in dieser Zeit an einem Abgrunde gewesen, den ich jetzt erst recht erkenne. Ich hatte aufgehört zu leben und träumte und schwärmte nur. Ich muß nun auf einige Zeit Euch und mich selbst vergessen. — Unter meinen Büchern will ich mich begraben, ich muß den Geist abziehen von Allem, was um mich ist, um

nachher desto freudiger um mich zu blicken; ich muß das Herz ablenken von Allem, was ihm theuer ist, um nachher desto leidenschaftloser es zu genießen. Ich muß ertödten die trügerischen Spiele der Sinne in mir durch Fasten und Arbeiten, daß ich rette die lebende Seele. Gottlob, daß ich das weiß, daß ich wieder erwacht bin. Ich habe schwer geträumt, mein Ludwig." — „Was mir gefehlt hat, ich kann es Dir nicht beschreiben. Leben fehlte mir, ich war ganz Träumerei, das kleinste Geschäft machte mir die höchste Unlust." — „Ich weiß, daß meine Cur mir hilft. So lebt denn Alle wohl auf einige Zeit und betrachtet mich als einen Todten. Ich bin auch todt, aber ein Todter, der seiner Auferstehung gewiß ist. Und dann soll es nie so wieder kommen." Daher gab er alle zerstreuende Correspondenz auf und studirte fleißig, während er in seinen Mußestunden sich mit dem Unterrichte seiner jüngern Geschwister beschäftigte. Nur mit dem einzigen Freunde, mit Pelt, wechselte er noch einige Briefe, und obwol sein Herz bis in's Innerste verwundet war, so suchte er doch seines Schmerzes Herr zu werden durch Festigkeit des Willens: „So lange ich nicht, so schrieb er dem Freunde, wie ein reiner Geist, den seine menschliche Hülle zu keiner Schwäche mehr verführt, dastehe, so lange ich nicht das Göttliche in mir zur höchsten Potenz gebracht habe: so lange werden Freundschaft und Liebe mir eben so viel Schmerz als Freude machen. Menschliche Schwachheit, die durchaus nie das Ideal der Tugend erreichen könnte, nehme ich nicht an; denn ich weiß noch kein Vergehen, keine Abweichung von der reinsten Idealität, die

ich nicht hätte unterlassen können, wenn ich gewollt hätte. Vermeidung der Versuchung ist das Leichteste und in tausend Fällen ein anwendbares Mittel. Vor Uebertreibung wird mich das warnende Beispiel Pascal's bewahren. Nur das stehe fest, der Mensch kann, was er will; keine Macht der Hölle ist so groß, wie der Wille des Menschen. Schwachheit und Schwäche in dieser Hinsicht sind Wörter, welche die Schlechtigkeit geboren und die der Teufel in unsere Moral eingeführt hat. Schwäche in Hinsicht des Verstandes erzeugt Irrthum, in Rücksicht auf die Vernunft Uebereilung, beide sind unzertrennlich vom Menschen; Schwäche in moralischer Hinsicht ist Sünde und muß und kann scheiden aus dem Leben, denn die Sünde gehört nicht zur Natur des Menschen."

Während er so ungestört, den Studien obliegend, seinen Weg verfolgte, um immer mehr und mehr die Ruhe seiner Seele wieder zu gewinnen, war, fast ehe er es vermuthete, die Zeit des Examens herbeigekommen. Noch hatte sein Herz nicht überwunden, noch hatte sein Geist nicht die nöthige Klarheit und Besonnenheit wieder erlangt, welche in solchen Augenblicken allein einen glücklichen Ausgang herbeiführen können. Aber das Unvermeidliche konnte nicht aufgeschoben werden. Die beiden schriftlichen Abhandlungen, welche jeder Candidat bereits ein Vierteljahr vorher dem Examinationscollegium vorzulegen hat, waren eingesandt worden. Noch einmal des Bundes gedenkend, schrieb er: „O Ihr Theuren alle, drängt Euch recht fest um mich, verbergt mich in Eurem Kreise. O daß ich nicht an Aller

Brust in Einem Augenblicke liegen kann, daß ich nicht Euch alle zugleich umschlingen kann in Einer Umarmung! Ihr müßt mich lieb haben, denn ich liebe ja Euch mit meinem ganzen Herzen, nein mit Allem, was sich in mir regt, mit meinem ganzen Leben. Wie werden wir uns einst im andern Leben wiederfinden! Mit welcher Sehnsucht werden unsere Seelen an einander fliegen, mit welcher Beständigkeit an einander hängen! Dies Leben ist so kurz, aber die Ewigkeit wird noch kürzer für uns sein, sie ist eine Wonnestunde!" Darauf reiste er nach Glückstadt, trüber Ahnungen voll. Mit dem Ausruf: o Glückstadt, o du Unglücksstadt! begrüßte er den Ort, wo sich seine nächste Zukunft entscheiden sollte. Einige Freunde, denen aber die Bewegung seines Innern nicht bekannt war, bestanden mit ihm die Prüfung. Ihnen mußte natürlich Biernatzki's Zerstreuung auffallen; dadurch ward er nur noch mehr aus dem Gleise gebracht. Seine natürliche Schüchternheit steigerte sich auf's Höchste; dazu kam auch seine Schwerhörigkeit. Er konnte unmöglich das leisten, was man allgemein von ihm erwartet hatte, was auch die Examinatoren nach seinen gründlichen Abhandlungen von ihm erwarten mußten. Selbst in Demjenigen, worin er am bewandertsten war, in den morgenländischen Sprachen, vermochte er nicht seine Stärke zu zeigen. Der Erfolg war nicht glänzend, aber doch ganz ausreichend. Biernatzki erhielt die zweite Note (den zweiten Charakter) mit dem Prädicate „würdig." Freilich war ihm dies sehr betrübend, zumal er fühlte, daß er unter anderen Umständen einen höheren Grad erreicht haben würde. Allein

für den Augenblick ward er einigermaaßen durch den Antrag der Predigerstelle auf der Hallig Nordstrandischmoor entschädigt, welche, nachdem ein anderer der geprüften Candidaten sie abgelehnt, ihm wenige Stunden nach dem Schlusse der Prüfung angeboten wurde. Mit Freuden nahm er das Anerbieten an, ohne zu bedenken, in welche äußerlich sehr unbehagliche Lage ihn dies Amt führen würde. Aber es war ja ein Amt, ein Pfarramt, nach dem er sich so lange schon gesehnt hatte; und ein Amt, welches ihn fern von der Welt in die Einsamkeit führte, für welche jetzt der Hang des Knaben auf's Neue in dem Manne stärker als je erwacht war. So fand er auch darin Beruhigung seinen Freunden gegenüber, die mit ihm und glücklicher die Prüfung überstanden hatten, daß er als ernannter Prediger von derselben zurückkehrte. Ein Vierteljahr lang blieb er noch in Altona, im Hause seiner Eltern, um sich äußerlich und innerlich für seinen neuen Lebensberuf einzurichten. Den schon früher begonnenen Unterricht der Kinder einer dort wohnenden, angesehenen Familie setzte er fort und gewann bei der freundlichen Theilnahme, die er überall fand, seine Ruhe und Heiterkeit wieder. Die alten freundschaftlichen Verbindungen wurden erneuert, neue angeknüpft, und besonders der Freiheitskampf der Griechen, der damals das Tagesgespräch bildete, entflammte auch ihn, zumal ein befreundeter junger Mann sich nach Griechenland einschiffte, um an jenem Kampfe Theil zu nehmen. Durch solchen herzlichen, geselligen Verkehr angezogen und im Hinblick auf die große Abgeschiedenheit, die seiner auf der Hallig wartete, konnte er sich

nicht einer Reue über den etwas übereilten Entschluß, die dortige Predigerstelle angenommen zu haben, erwehren. „Schon bereue ich es lebhaft, schrieb er dem Freunde, daß ich die Stelle angenommen habe. Damals konnte mir nichts Angenehmeres kommen. — Seitdem hat sich Manches geändert. Damals wäre ich freudig hingegangen, jetzt lasse ich mich ohne eigenen Willen hinführen.“ Dennoch fand er sich bald in das Unvermeidliche, wie er denn überhaupt gewohnt war stets seine Lebensführung als von höherer Hand geleitet anzuerkennen. Ja er ergab sich nicht allein darin ohne Murren, sondern als die Zeit seiner Abreise heranrückte, begrüßte er sie mit großer Freude; und im Vertrauen auf Den, der Jedem seinen Beruf zutheilt nach dem Maaße seiner Gaben, nahm er Abschied von Verwandten und Freunden und reiste wohlgemuth seinem Ziele entgegen.

Zu Anfang des Jahres 1822 trat er, nachdem er ordinirt worden, sein Amt an, mit dem Gefühle: „Unser Sieg ist im Himmel!“ Die Hallig Nordstrandischmoor liegt beinahe eine Meile nördlich von der Insel Nordstrand, an der westlichen Küste des Herzogthums Schleswig. Die Gemeinde zählte damals ungefähr funfzig Seelen. Ihr Priester, wie sie ihren Prediger nennen, war zugleich Lehrer an einer der vier Schulen auf Nordstrand, weshalb er auch dort im Schulhause wohnte. Jeden zweiten Sonntag, wenn es irgend die Witterung erlaubte, fuhr er zur Hallig hinüber, um in der kleinen Kirche zu predigen und etwa eine Copulation oder Taufe, die nur sehr selten vorkamen, zu

verrichten. Biernatzki langte am 15. Februar auf Nordstrand an. Am 23. fuhr er zuerst zur Hallig. Ein heftiger Sturm begleitete seine Fahrt. Die ganze Gemeinde stand am Strande versammelt und empfing ihren neuen Prediger, der ganz durchnäßt von Wasser triefte, mit großer Freude. Am folgenden Tage hielt er seine Antrittspredigt. Solche stürmische Ueberfahrten wiederholten sich nicht selten. Aber gerade diese gewährten Biernatzki große Lust. Seiner oft um ihn besorgten Schwester schrieb er: „Fürchte nichts, liebe Auguste, wer die Gefahr nicht scheut, ist sicherer als der Furchtsame. Ich denke ja Dein und werde nie ohne Noth den Stürmen trotzen. Sei also ruhig! Ist es nicht auch viel besser, daß mich ein Tanz auf den Wellen ergötzt, als wenn ich seescheu wäre? Wie würde mir dann mein Amt unerfreulich sein! O, Du solltest nur einmal mit mir sein, wenn die See so um und um ihre weißen Wogenhäupter brausend emporstreckt und an das schwankende Boot hinaufleckt und man doch ruhig und muthig dagegen anrauscht. Wie mich auch diese Furchtlosigkeit bei der Gemeinde beliebt macht, kannst Du nicht denken. Und wirklich ist auch nur der Anblick der Gefahr das Fürchterliche, Gefahr ist selten oder nie. Sei ruhig, meine Auguste, ich lebe für Dich und schone mich für Dich!" In einem anderen Briefe an den Freund heißt es: „Heute flogen wir bei einem tüchtigen Nordsturm hinüber. Es ist wunderherrlich im Sturm auf den Wogen zu tanzen. Das sind mir jetzt die glücklichsten Stunden. Von Seekrankheit ficht mich auch nicht das Geringste an. Wenn die Andern sich

unten im Raume verkriechen, dann umschlinge ich mit einem Arm den knarrenden Mast und lasse nun die brausende Woge an meine Brust schlagen. Das ist mehr Wonne als auf den Gletschern der Schweiz. Und was mir so unendliche Freude macht, das rechnet mir meine Gemeinde dazu hoch an! Wie die Leute ihren Prediger lieben und wie gut sie sind! Ich habe bei Leuten von so geringer Bildung nie solche Reinheit in Wort und That gefunden wie dort!" Im Winter war freilich der Aufenthalt wahrhaft schrecklich: „Die grimmigste Kälte, schreibt er im Februar 1823, habe ich ausgehalten. Meine Stube war Morgens weiß von Reif. Rauchen konnte man nicht. Der Dampf gefror in der Pfeife. Nach Moor war ich ein Mal, aber so angegriffen von Frost und Sturm, daß zwei Männer mich zuletzt in ihre Mitte nahmen und an's Land schleppten; und Du weißt, daß ich sonst doch ziemlich viel aushalten kann. Dieses Tages werde ich lange gedenken; um acht Uhr war ich aufgestanden und kam erst am andern Morgen um fünf Uhr zu Bette; und diese ganze Zeit hatte ich fast immer in solchem Wetter auf dem Eise marschiren müssen." *) Dennoch tröstete er sich damit, daß er sich „gesünder fühlte als je. Kuhmist und Rappsaatstroh muß meinen Ofen warm halten und Eislaufen meinen Leib." Auch schreibt er: „Mein äußeres Leben ist ganz pomadig. Sieh, ohne Kopfanstrengung kann ich meinen

*) Bei einer ähnlichen Reise erlebte Biernatzki auch die schreckliche Irrfahrt, welche er im 16. und 17. Abschnitte seiner Hallig beschreibt.

Pflichten Genüge thun, führe eine ordentliche Haushaltung, habe freilich kein Geld, also auch keine Sorge und doch ist mein Tisch immer ziemlich lecker bestellt. Der Eine bringt mir Braten und Fische, der Andere Austern und Krebse, der Dritte Eier und Rahm, der Vierte Blumen. Was will man mehr!"

Sehnsuchtsvoll sah er aber jedes Mal dem nahenden Frühlinge entgegen: „Wie mir das Herz aufgeht, wenn der Frühling da ist mit seinen Keimen und Blüthen! Alles freut sich und hofft, wenn die Erde sich erneut. Um das ganz zu fühlen, muß man den Frost und das Eis des Winters so in seiner ganzen Strenge gesehen haben, wie ich es hier empfunden." Ihn beschäftigte dann der Anbau seines Gartens, woran er viel Vergnügen fand: „Ich habe mehrere neue Anlagen gemacht, den Baumgarten, der freilich nur klein ist, dicht an mein Haus gerückt, wo früher ein wüster Platz war, und den eigentlichen Garten ganz der Küche überlassen. Alles schmeckt besser, was man im Schweiße seines Angesichts pflanzte und pflegte."

Auch die Schule, der er vorstand, gewährte ihm bei der außerordentlichen Liebe der Kinder ein großes Vergnügen, wiewol er keine besondere Neigung, wol auch nicht viel Geschick für das Unterrichten hatte. „Der Schulunterricht spannt mich doch etwas ab für andere Geschäfte, gestand er seiner Schwester, so sehr er mir auch durch die Anhänglichkeit der Kinder versüßt wird. Eine Mutter klagte mir neulich, daß ihre Kinder des Mittags nie ordentlich mehr äßen, um nur zur Schule zu kommen. Jedes schlucke rasch die

Speisen nieder und wer zuerst fertig sei, riefe dann: nun zur Schule! worauf dann Keines von den Anderen, sie möchten satt sein oder nicht, länger zu Hause bleiben wolle. Neulich sprach ich vom Sterben in der Schulstunde und sagte: wir können Alle bald sterben, vielleicht auch sterb' ich bald! „„Denn schriit wi all!““ rief da ein Mädchen lebhaft und faßte mich an, als wollte sie mich vom Grabe zurückreißen." — In einem anderen Briefe heißt es dagegen: „Der Unterricht in der Schule ist mir noch immer ein Labsal. Die Liebe der Kinder zu mir ist auch außerordentlich, da weiß ich doch, daß ich das Ideal erreichen kann, das Ideal im ABC-Unterricht. Alle übrigen Ideale zertrümmert meine Schwäche oder das Schicksal!" — Und in noch einem andern erzählt er: „Ich verbreite hier jetzt Wissenschaft und Kunst. Erwachsene und Kinder beiderlei Geschlechts haben Unterricht in der deutschen Sprache und im Zeichnen bei mir. Da ich Alles umsonst thue, habe ich mir die Liebe vieler Familien erworben, was einerseits mir sehr angenehm ist, aber andrerseits mich wieder häufigen Einladungen aussetzt. Ein alter Bauer sagte neulich in meiner Gegenwart sehr naiv: „„De Preester kummt recht in Flor!““ —

Für Biernatzki's inneres Leben war dieser neue Wirkungskreis von großer Bedeutung. Nicht allein, daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, später sein unsterbliches Werk „die Hallig" zu schreiben, sondern schon für die nächste Zeit wirkte diese geregelte Beschäftigung auf dem einsamen Eilande sehr wohlthätig auf sein Gemüth. Der

tiefe Schmerz über das nicht seinen Wünschen entsprechend ausgefallene Examen, die trübe Schwermuth seiner Seele über die Täuschung seiner liebsten Hoffnungen kamen hier zu einem siegenden Durchbruch. Die wilde Fluth aller stürmischen Gefühle, die sein Gemüth durchtobte, fand einen Damm an der Prosa des höchst einförmigen Alltagslebens, das ihn rings umgab. Allerdings gelangte er nicht gleich zur klaren Einsicht darüber; erst äußerliche Ereignisse mußten hinzukommen, um ihn erkennen zu lassen, daß in seiner Abgeschiedenheit von der Welt sein Herz allmälig gesundet sei.

Im Hause des Stallers, des obersten Beamten der Insel, hatte Biernatzki vom Beginne seines Aufenthaltes auf Nordstrand an eine gastliche Aufnahme und gebildete Unterhaltung gefunden. Hier lernte er auch sehr bald seine nachmalige Gattin, Henriette de Vries, kennen, welche dort zum Besuch war und bald als „liebe Cousine" begrüßt, von Anfang an seine Achtung gewann. Dem Freunde theilte er über sie das Nachfolgende mit: „Von der Natur mit einem kindlichen, ewig fröhlichen Gemüthe ausgestattet, haben Leiden von Außen und Innen ein sehr tiefes Gefühl entwickelt. Ohne Anleitung von Anderen hat sie sich selbst gebildet. Sprachen kann sie nicht; aber was in deutscher Sprache gedichtet ist, das hat sie fast Alles gelesen und so ganz in sich aufgenommen, daß sie in der Unterredung oft aus Scherz Vers an Vers aus den verschiedensten Dichtern in den passendsten Beziehungen an einander reiht. Sie singt auch recht hübsch. Singend, tanzend, lachend, neckend

scheint sie, bei flüchtiger Bekanntschaft, durch's Leben zu gehen. Zweifelnd schlägt man einmal eine ernste Saite an, und sieh! das schäkernde Kind sitzt bei Einem und haucht die lebendigsten Gefühle aus der tiefsten Seele aus. Wehmuth und Sehnsucht haben auf einmal ihr ganzes Herz ergriffen, und mehr als Ein Mal sah ich schon ihre Thränen bei solchen Unterredungen hervorbrechen." Dem Interesse an diesem Verkehr konnte sich Biernatzki mit um so größerer Freiheit hingeben und mit der vollen Sympathie eines Leidensgenossen. Und ob es auch oft sausend und brausend durch seinen Kopf ging, die Stunden, da er im Hause des Stallers vorlas oder sich mit der Cousine stritt über das Leben, wie es ist und wie es sein sollte, beschwichtigten stets die Stürme in seinem Innern. Frei wähnten Beide zu sein, als die Cousine wieder abreis'te. Aber unbemerkt hatte die Vorsehung in jenen Stunden ein Band um ihre Herzen geschlungen, welches für diese Welt nur der Tod zerreißen konnte.

Die religiöse Ueberzeugung Biernatzki's ging mehr und mehr ihrer Entwicklung entgegen, wiewol sie erst später zum völligen Durchbruch gelangte. „Ich kann nur zu dem Vater beten, schrieb er dem Freunde, Christus ist mein Ideal, so weit die verschiedenen Verhältnisse es möglich machen. Die neueren Wundererzählungen, z. B. des Fürsten Hohenlohe, die selbst von wissenschaftlich gebildeten Männern geglaubt und vertheidigt, die von Gläubigen zum Preise Christi angeführt werden, tragen dazu bei, meinen Unglauben an Christi Gottheit zu befestigen. Entweder sind diese neuen

Wunder wahr: so konnte Christus, auch ohne Gott zu sein, dergleichen thun; oder sie sind nicht wahr, so kann auch bei den biblischen Wundern Selbsttäuschung der ungebildeten Zeugen, oder unrichtige Darstellung der gläubigen Evangelisten zu Grunde liegen." Der Freund fragte ihn, wie er bei solchen Ansichten mit Freuden in einer orthodoxen Gemeinde Prediger sein könne? Biernatzki antwortete: „Das „„mit Freuden"" wollen wir streichen, da der Satz sich ohne dieses Einschiebsel wahrer ausspricht. Weißt Du, wie es mit der Orthodoxie der ungebildeten Classe beschaffen ist? Sie ist blos ein Nachbeten des in der Schule Gelernten, sie ist nicht in Geist und Leben übergegangen. Ihre Tugend beruht auf dem Glauben an Gott, ihre Hoffnung der Sündenvergebung auf verworrenen Begriffen; sie ergreifen, wenn es ihnen geboten wird, in Augenblicken der Reue die Mahnung an Christi Blut und Tod; aber sie halten nicht fest daran, weil die Stimme des Gewissens stärker ist, als dieser verworrene Glaube. — Ich habe im Gespräche mit der reinsten Seele meiner Gemeinde den Grund ihrer Frömmigkeit in einem reinen und festen Glauben an Gott gefunden, in dem Vertrauen auf den Vater, in der Hoffnung auf Unsterblichkeit. Es ist nicht Christus, der ihn erfüllt, aber er ist doch ein Christ, in der moralischen Bedeutung dieses Wortes. — Wie die Orthodoxie will, daß Christus im Menschen lebe, so will ich, daß Gott lebendig sei in seinem Herzen." Der Freund, der noch in Kiel und vorzugsweise Philosophie studirte, war schon innerlich mehr für den Glauben der Kirche gewonnen worden und theilte seine An-

sichten Biernatzki mit. „Wohlan, Ludwig, antwortete dieser, wir wollen es versuchen, die Hand darauf! Du durch Christum zu Gott, ich gerade hinauf zum Vater, und wer dann zuerst an des Andern Brust sich wirft und jauchzt: Ich bin glücklich! — der habe gewonnen.“ — Den Einwurf, daß eine abstracte Erkenntniß Gottes das warme religiöse Gefühl abkühle, wies er mit den Worten zurück: „Ich will ja weit mehr, ich will in ihm leben und weben, ich suche nicht blos den Gott außer mir, ich suche ja den Gott in mir zu erkennen; nicht ich, sondern Gott soll in mir und aus mir heraus fühlen, denken und handeln. Was dieses Leben und Wirken Gottes in mir und aus mir heraus hemmt und zurückwirft, ist Sünde, daher die Sünde mein und die Tugend — Gottes. Das klingt mystisch, aber der Name thut nichts zur Sache, und ich habe wenigstens keine Mystiker gelesen.“ Er beabsichtigte, sich ein vollständiges System auszubilden; bis dahin wollte er in seiner Schule den Kindern die christlich-historische Katechismuslehre mittheilen, da er zum Reformiren, wenn er es je könne, noch nicht vorbereitet sei. Jeder besseren Ueberzeugung aber werde er willig sein Ohr öffnen.

Um Ostern 1823 war der Freund bei Biernatzki auf Nordstrand zum Besuch und erkannte, wie Biernatzki in einem lebhaften, jugendlichen Treiben allmälig wieder zu frischem Muthe erstarkte. Es herrschte auf der Insel große Wohlhabenheit; die sogenannten Rathmänner waren zum Theil durch das Leben gebildete, erfahrene Menschen, einige als Seefahrer weit gereist. Die Verfassung der Insel war

zum Theil republikanisch, wodurch ein Gefühl der Gleichheit hervorgerufen wurde, mit welchem sich um so leichter große Gastlichkeit verband, als neben natürlich wohlwollendem Sinne die Lust an geselliger Unterhaltung dazu hintrieb. Biernatzki genoß allgemeiner Liebe und Achtung, vorzugsweise gefiel er den Leuten durch seine anziehende Erzählungsweise. Man schätzte dort das Erzählen sinnreicher Anekdoten, und da er es darin allen Anderen zuvorthat, so war er überall gern gesehen; ja selbst manche seiner Ausdrücke waren sprichwörtlich geworden, wie es bei der Isolirtheit des Insellebens leicht zu geschehen pflegt. Schnell rauschten den Freunden die vierzehn Tage vorüber, welche sie mit einander zubrachten. Als die Stunde des Abschieds nahte, geleitete Biernatzki den Freund nach Husum hinüber, und hier sagten sie einander Lebewohl, um von nun an, der Eine im schon gefundenen Wirkungskreise, der Andere noch ohne Amt, Jeder zu wirken, so lange es Tag sei, und den Bund ihrer Herzen treu zu bewahren.

In Biernatzki's Verhältnissen trat bald darauf eine Aenderung ein, welche einen ebenso wohlthuenden Einfluß auf seine äußerliche Lage, als auf seine innere Gemüthsstimmung übte. Gewohnt, in der Cousine eine theilnehmende Freundin zu erblicken, der er sich ohne Rückhalt hingeben durfte, suchte er nach ihrer Abreise die ihn umgebende Leere durch schriftliche Mittheilungen auszufüllen. Der anfangs gleichgültige Ton dieser Briefe wurde, da sie auf gegenseitiger Achtung und klarer Erkenntniß aller Verhältnisse beruhten, bald wärmer, inniger, liebend, und der überraschte

Freund empfing in Altona die Nachricht von Biernatzki's Verlobung mit der geliebten Cousine Henriette Jacobine de Vries. Am 17. August 1823 feierte er in Flensburg, der Vaterstadt seiner Gattin, seine eheliche Verbindung. Sie machte das Glück seines Lebens hienieden aus, und was sie anfangs war zur Zeit, als die gegenseitige Neigung unbemerkt erwachte, das ist sie geblieben bis an das Ende, eine innige, durch nichts getrübte, im höchsten Grade glückliche Vereinigung der Herzen. Gleich in den ersten Wochen seines Ehestandes schrieb Biernatzki dem Freunde: „Ich möchte, daß auch Du erst in den Hafen der Ehe eingelaufen wärest, dann könnte man Dir doch recht aus vollem Herzen eine stundenlange Predigt über das Glück einer fünfwöchentlichen Ehe vorschwatzen. Weiter gehen meine Erfahrungen noch nicht; aber, lieber, treuer Freund, ich darf es Dir mit freiem, offnem Auge sagen, ich hoffe, so glücklich zu bleiben, wie ich bin. Früher trieb eine unbestimmte Sehnsucht, eine Unzufriedenheit mit der nächsten Umgebung den Sinn in die Welt hinaus; man gehört dem allgemeinen Menschenvereine an und möchte für Alle leben und wirken und fühlt es zu unangenehm, daß man sich in der Menge verliert. Nun mit der Ehe ist man gleichsam aus der Welt herausgetreten, sie ist Einem viel fremder geworden, denn das ganze Leben und Wirken beschränkt sich fast nur auf den kleinen Kreis der nächsten Umgebung. Häuslich werden, das heißt mehr, als blos viel zu Hause sein; das heißt, in seinen vier Wänden, unter seinem Strohdache sein Glück, seine Welt finden. Die Welt außerhalb unserer Wände kommt uns vor, wie ein

Buch, man blättert wol mal darin, aber man lebt doch nicht darin!" —

Mit solcher Stimmung war Biernatzki, wie Pelt in seinen Erinerungen an ihn erzählt, in den Ehestand eingetreten, er bewahrte das Edle darin, während das Unreife in diesen Empfindungen sich bald durchbildete. Seine Frau ward immer mehr der Schutzengel seines Lebens; mit klarem Verstande das Aeußere erfassend, lehrte sie ihn in seinen Umgebungen Vieles sehen, was zwar vor seinen Augen gelegen hatte, aber ihm dennoch verborgen geblieben war. Frauen ist es überhaupt mehr eigen, die kleinen Zeichen zu beachten. Schon darum sollten Prediger nicht unverheirathet bleiben, aber auch immer Frauen haben, die sie nicht herabziehen, sondern mit ihnen sich gern erheben. So war Biernatzki's Frau, das zeigt sich im Ton seiner Briefe mehr noch, als aus deren Inhalt. Als eine musterhafte Hausfrau brachte sie bald seine äußeren Angelegenheiten, trotz der sehr kleinen Stelle, in Ordnung, und wußte ihm jene kleinen Annehmlichkeiten und Freuden zu bereiten, welche, von der Liebe geboten, das Leben so sehr verschönern. Die Nahrungssorgen konnten so nicht aufkommen und die Liebe wuchs mit jedem Tage. „Mit der zartesten Aufmerksamkeit, mit der treuesten Pflege", schreibt er dem Freunde, „ist sie stets um mich beschäftigt. Alles thut sie, Alles erträgt sie, wenn es darauf ankommt, eine mir noch so unbedeutende Freude zu verschaffen. Hätte ich eine bessere Stelle: so würde ich sehr ängstlich darüber sein, daß ich zu glücklich wäre!"

Nicht wenig wurde sein Glück erhöht, als ihn seine Gattin mit einer Tochter beschenkte, die aber bald der Tod ihnen wieder nahm. Aus einem Briefe an seine Schwester ersehen wir seinen tiefen Schmerz über den Verlust, zugleich den Trost, mit dem er sich beruhigte. „Mit zitternder Hand ergreife ich heute die Feder, liebe, theure Schwester. Wollte Gott! daß ich Dir keine traurige Nachricht zu schreiben hätte. Aber weine nicht, treue Schwesterseele, hebe den Blick nach oben und bete mit Deinem armen Bruder: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Meine Jette liegt noch an meinem Herzen, aber mit Thränen im Auge sucht sie Trost für sich und mich, denn ach! unser Engel Lina ist — Gottes Engel geworden. Sie war so schön und so klug in ihrem zarten Alter; Gott hat sie hinweggenommen von dieser Erde, um sie mit seinen Engeln zum Engel zu erziehen. Heute wäre sie ein Vierteljahr alt geworden und liegt nun mit Blumen des Herbstes, mit Astern geschmückt in ihrem kleinen Sarge. Sie ist von der Erde geschieden, ohne die Leiden derselben kennen gelernt zu haben; sie ist von der Erde geschieden ohne Schuld und Reue, die steten Begleiter der schwachen Sterblichen. Sie ist nicht zu bedauern. Selig sind die Todten, die reines Herzens zum Vater kommen. Und wir? warum sollten wir weinen? Unser heiligster Entschluß war, sie fromm zu erziehen, ihr das Leben freundlich zu machen. Gott will das nun für uns thun. Er kann es ja besser als wir; besser als wir mit der größten Aufmerksamkeit, mit der innigsten Liebe, mit der heiligsten Umsorge es hätten thun können. So wollen wir sie denn auch ohne

weitere Klage diesem weiseren, besseren, mächtigeren Erzieher übergeben; und mit demselben Gedanken sie dem Schooß der Erde anvertrauen, mit dem ich ihre Taufe eröffnete: Vater, Du hast Alles wohlgemacht! — Dieser Trost stärke unsere Seelen, und, Schwester, ja er hat uns schon gestärkt. Ruhig ordnet meine Jette Alles zur morgenden Bestattung an, und über das bekümmerte Mutterherz siegt der Glaube. Künftig wird uns der Himmel näher gerückt sein, er ist uns nahe verwandt, denn über den Sternen ist unser Kind, unsere Lina. Möchte auch Dir dieser Brief, wie er Deine Thränen hervorruft, sie mit stiller Wehmuth trocknen. Ueber allem irdischen Wechsel, über allen Nachtgewölken des Lebens schwebt ein heller Stern, das ist der Glaube an Gott, den Vater. Amen."

Das behagliche Stillleben seines Hauses ward im Februar 1825 durch ein gewaltiges Ereigniß unterbrochen. Es war dies die verheerende Wasserfluth, die in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar die Westküste der Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie Jütlands, überschwemmte, manchen gefährlichen Deichbruch verursachte, vornehmlich aber die Halligen schrecklich verwüstete. Biernatzki hat dieselbe so meisterhaft selbst im 23. Abschnitte seiner Novelle: „die Hallig" beschrieben, und nach seinem eignen Geständniß sind die Schilderungen allein aus der „Geschichte jener furchtbaren Nacht des Trübsals" in seiner eignen Gemeinde entnommen, daß es überflüssig wäre, eine Beschreibung zu wiederholen. Allein es sei mir erlaubt aus einigen Briefen, die er damals schrieb, Dasjenige zu entlehnen, was

einestheils zur Bewahrheitung seiner eben angeführten Behauptung dienen kann, anderntheils uns zeigt, mit welcher Geschicklichkeit er den Thatsachen selbst ein novellistisches Gewand umzuwerfen wußte, ohne sie zu entstellen. „Ich beeile mich, den Gerüchten zuvorzukommen, die gewiß die furchtbarsten Nachrichten über unsern Zustand verbreiten werden. Freilich hat das lange drohende Unglück auch uns betroffen, allein wir sind glücklicher davon gekommen, als Tausende unserer Nebenmenschen. Wir sind am Leben, Alle gesund und haben Nichts verloren. Jetzt zu den genaueren Umständen. Am 3. Februar, Donnerstag Abend, wehte ein starker Nordwind. Dieser Wind ist uns sonst nicht gefährlich, daher die Meisten ruhig zu Bette gingen. Zu diesen gehörten auch wir. Gegen 2 Uhr Nachts wurden die dem Deich zunächst Wohnenden durch das Getöse der Wellen geweckt, die an ihre Thüren schlugen. In der Angst konnte man sich diese Erscheinung nicht anders erklären, als daß alle unsere Deiche durchbrochen seien, und der Schreckensruf: Holt Wasser (d. h. besorgt euch Trinkwasser, bevor die Stellen, wo süßes Wasser zu haben ist, mit dem ganzen Lande unter Wasser gehen) lief wie ein Lauffeuer durch's Land und weckte die ruhig schlummernden Bewohner. Die Meisten dachten an Feuersgefahr, und dieser Gedanke war auch der erste, den wir faßten, und der uns mehr erschreckte, als die Gefahr, die uns vom Wasser drohte, hätte erschrecken können. Aber schrecklicher Anblick, als wir in die helle Frostnacht hinaustraten! Die See war weit höher gestiegen, als unsre Deiche, und stürzte über sie weg in vollen Fluthen

in's Land herein. Nun wurden alle Tonnen, Kufen, Baljen und Eimer mit Trinkwasser voll geschleppt, und als wir damit zu Ende waren, fiel die Fluth wieder, unsere Deiche hatten widerstanden. Der Norden, wo wir wohnen, war dieses Mal dem Hauptsturme ausgesetzt und dennoch standen unsere Deiche; nur einige Aecker wurden von den über sie hinströmenden Wellen überschwemmt, die, so weit die Geschichte Nordstrands geht, noch nie so hoch gewesen waren. Allein im Südertheil der Insel, wo man es gar nicht vermuthete, drang die Fluth durch, und zwei Koege, ein Drittheil des Landes, steht unter Wasser. Die Zwischendeiche, die das Land in vier Theile trennen, hemmten die weitere Ausbreitung der Ueberschwemmung. Obgleich einige Häuser durch die Wuth der Wellen niederstürzten, sind doch nur zwei Menschen durch Zufall ertrunken. Ob man die Koege so bald wieder in den Stand setzen kann, eine neue Fluth, die Gott verhüte, abhalten zu können, ist die Frage. Der Schaden, den die Deiche, die unser Haus, welches auf einem hohen Zwischendeich liegt, umgeben, gelitten haben, ist zum Theil schon wieder gebessert. Aber traurig sieht es für die andern Inseln der Nordsee aus. Am Morgen nach dem Sturm war unser Strand mit so vielen Trümmern bedeckt, daß es aussah, als wenn längs des ganzen Ufers eine dichte Reihe von Häusern zertrümmert sei. Balken, Sparren, halbe Dächer, Kisten, Betten, Tische, Stühle, alles mögliche Hausgeräth lag schichtenweise aufgehäuft. Die Insel Südfall in unserer Nähe ist ganz verschwunden. In diesem Augenblicke geht ein Boot nach meiner Gemeinde, um die

Leute, die sich da noch gerettet haben, herüberzuführen. So viel man von hier sehen kann, sind zwei Wohnungen gänzlich fort, von anderen stehen noch einzelne Balken, von zweien nur noch die Mauern. Die Zeit ist ernst, meine gute Schwester, und Gott siehet auf uns, ob wir durch kräftige Ausführung dessen, was jetzt Noth ist, uns würdig zeigen, eine bessere zu verdienen und künftig zu genießen. Wohl mir, daß meine Jette mit mir darin übereinstimmt, daß wir jetzt weniger an uns selbst denken müssen, als daran, das Elend zu mildern, das unsere Nebenmenschen betroffen hat, während es uns verschonte. Unsern großen Saal räumen wir aus, Heu und Bettlaken müssen dort ein großes Lager für die unglücklichen Moorleute bilden, die wir heute Nachmittag mit dem zurückkehrenden Boote erwarten. Denkt Euch die Lage dieser Menschen, die, jedes Obdachs beraubt, in durchnäßten Kleidern, ohne irgend eine Bequemlichkeit des Lebens gerettet zu haben, bei der heute eintretenden starken Kälte dort jammern, und dann fragt Euch selbst: darf hier der Prediger unthätig bleiben? Laßt die Sorge um mich Euch nicht blind machen gegen die Pflicht, die mir die Menschlichkeit und mein Amt auflegt!"

Eine außerordentliche Thätigkeit, der Noth abzuhelfen, entwickelte Biernatzki bei dem allgemeinen Unglück. Nachdem er mit aufopfernder Liebe für die ersten Bedürfnisse seiner Gemeinde, für Obdach und Nahrung gesorgt hatte, bemühte er sich, derselben einigermaaßen den Verlust ihrer Habe zu ersetzen. Ein größeres Gedicht, das er bereits zum größten Theile fertig hatte, ward noch einmal flüchtig

redigirt und dann unter dem Titel: „Der Glaube, ein religiöses Lehrgedicht, zum Besten der durch die letzte Ueberschwemmung zu Grunde gerichteten kleinen Gemeinde auf der Hallig Nordstrandischmoor" herausgegeben. In der Vorrede dazu sagt er selbst, daß die Umstände es früher und daher ungefeilter an's Licht gebracht hätten, als sich mit der strengen Kritik vertragen werde. Aber er suche auch nicht Dichterruhm, sondern nur das Lob, nicht in dem Bestreben, Unglücklichen Hülfe zu bringen, zurückgeblieben zu sein. Seine Bemühungen wurden mit dem besten Erfolg gekrönt. Das Taubstummen-Institut in Schleswig erbot sich, von diesem Gedichte tausend Exemplare in seiner Druckerei unentgeldlich zu verlegen, und diese waren so schnell vergriffen, daß schon nach kaum zwei Monaten eine zweite Auflage veranstaltet wurde. Von vielen Seiten gingen außerdem noch manche Geldbeiträge ein, welche zur Anschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse verwendet wurden. „Bald bin ich in Schleswig, bald in Husum (wo sich eine eigne Unterstützungs-Commission gebildet hatte) — so schrieb Biernatzki schon am 19. Februar aus Husum dem Freunde, — und Geld fließt mir allenthalben zu, um diese Reisen mit Erfolg und Ueberschuß für meine Gemeinde machen zu können. Gestern und heute erhielt ich auch von der Stadt Husum Roggen, Kartoffeln, neue Leinwand, Strümpfe u. s. w., und von Privatpersonen alte Kleidungsstücke in Menge. Ludwig, ich bin so froh und meine Jette so glücklich! Morgen gehe ich mit einem Transport nach Nordstrand. Welche Freude wird meine Ankunft bringen!" — Es mag

wol nicht zu viel behauptet sein, daß die kleine Gemeinde die Wiedererlangung ihres Besitzes fast einzig ihrem Prediger verdankte, der mitten in der allgemeinen Noth auch für eine nützliche Verwendung der Hülfsmittel gewissenhaft Sorge trug. Schon im April konnte er dem Freunde berichten: „Der Zustand meiner Gemeinde fordert in diesem Augenblicke keine Hülfe an Nahrung und Kleidung, da bis jetzt noch Alles, was ich verlangt habe, mir von der Unterstützungs-Commission in Husum zugekommen ist, und auch, wie versprochen ist, inskünftige geleistet werden wird. Von mir erhalten sie nur Geld und zwar zum Wiederaufbau der Häuser und Werften und Ankauf von Schafen; aber ich halte vorerst noch etwas damit zurück, um sie durch Unterstützung zur rechten Zeit und zu bestimmten Ausgaben zu bewegen, mehr auf die künftige Sicherung ihres Lebens und Eigenthums Bedacht zu nehmen. Mein Streben geht also nicht so sehr auf die Gegenwart, als auch auf die Zukunft. Ich besorge ihnen von der Unterstützungs-Commission, was sie gebrauchen an Nahrung und Kleidung, und nur wo es ganz nöthig ist, bekommen sie von mir Geld. Du mußt aber nicht glauben, daß meine Gemeinde bei diesem Zurückhalten etwas entbehrt. Sie bekommen immer Alles, was sie gebrauchen, von mir, und selbst früher gewohnte, sonst entbehrliche Genüsse, als z. B. Thee, den die Unterstützungs-Commission nicht austheilt, erhalten sie durch mich. Eine Familie ist noch immer ganz in meinem Hause und wird auch nicht wieder nach der Hallig gehen, sondern sich hier anbauen. Die Uebrigen gehen Alle wieder hin."

Diese eben erwähnte Familie bestand nur aus zwei alten Eheleuten, die achtzehn Wochen lang in Biernatzki's Hause verpflegt wurden. Auch sie hatten Alles verloren, gruben aber eine Zeitlang nachher noch zwei Stücke Leinwand, so wie einiges eiserne Kochgeschirr an der Stelle ihrer Wohnung zu ihrer großen Freude wieder aus dem Schlick hervor. Sie waren in der ganzen Gemeinde die Bedürftigsten, da sie, bereits von Alter gebeugt, sich Nichts wieder erwerben konnten. Deshalb verwendete Biernatzki den größten Theil des Ertrages seines Gedichtes dazu, ihnen ein kleines Häuschen auf Nordstrand erbauen zu lassen, in dem sie ohne Sorge ihre letzten Lebenstage hinbringen konnten. Die Unterstützungs-Commission schenkte ihnen zwei Schafe, eine Kuh und das nothwendigste Hausgeräthe, und an einem Juniabend geleiteten Biernatzki und seine Gattin ihre alten Pfleglinge in die neue Wohnung. Hier angekommen, stellte ihnen Biernatzki in einer herzlichen Anrede die Gnade des Ewigen vor Augen, der sie Alle im Sturm und Wogendrang so wunderbar geschützt habe, und forderte sie auf, mit ihm Seine Güte und Liebe im Gebete zu preisen. Dann setzte er sich mit seiner Gattin zu den Alten nieder und theilte mit ihnen das Abendbrod, was aus den Vorräthen in der Speisekammer des Häuschens bereitet war. Mit dem tröstlichen Gefühle: Geben ist seliger, denn Nehmen! verließen sie erst spät am Abend die Hütte des Friedens. —

Wir müssen noch einmal zu dem bereits erwähnten Lehrgedichte „der Glaube" zurückkehren, in welches Bier-

natzki seine damalige religiöse Gesinnung niedergelegt hatte. Schon im Jan. 1823 schrieb er seiner Schwester: „Ich bin in der letzten Zeit recht fleißig gewesen, indem ich meine Gedanken über den Ursprung des Glaubens, den richtigen Standpunkt der Vernunft zu demselben, und über das Wesentliche der Religion, in einem Lehrgedichte zu Papier gebracht habe, welches kleine Werk, wenn Umstände mich begünstigen, diesen Sommer gedruckt werden wird. Ich habe mich über mich selbst wundern müssen, daß es mir so leicht gelang, dieses schwierige Thema zu bearbeiten, und da Du weißt, wie wenig ich von eignen Geistesarbeiten eingenommen bin: so glaube ich doch, wenn ich noch einige Verbesserungen anbringe, wirklich etwas nicht ganz Mißlungenes liefern zu können." Dieser hier ausgesprochene Wunsch, sein Werkchen gedruckt zu sehen, ging ja nun so bald in Erfüllung; und merkwürdig ist es, daß schon damals die Hallig die nächste Veranlassung wurde, ihn als Schriftsteller mit Glück bei dem Publikum einzuführen. Denn ohne jene Ereignisse wäre doch vielleicht dies Lehrgedicht nicht veröffentlicht worden, da Biernatzki hier eine mehr als gewöhnliche Scheu zu überwinden hatte. „Mir ist der Eintritt in das schriftstellerische Amt, gestand er dem Freunde im April desselben Jahres, bei meiner gewöhnlichen Aengstlichkeit, mit Gewalt durch die Umstände aufgedrungen, und der Gemeinspruch: Ein Unglück ist des Anderen Glück! findet auch hier seine Anwendung." Ausführlicher legte er dann demselben Freunde sein eignes Urtheil und den Plan des Ganzen vor Augen. „Es fehlt, schrieb er, nach meiner Mei-

nung, an einem festen, innern Zusammengreifen der einzelnen Theile; es scheint mehr ein Entwurf, als ein ausgearbeitetes Ganze, was es ja denn auch nur eigentlich ist. Es fehlen, wie es gewöhnlich bei meinen Gedichten der Fall ist, ein Drittheil Verse. Die erste Hauptbetrachtung, wie der Glaube im Menschen entstehe, ist zu undeutlich ausgedrückt. Es soll nämlich gesagt werden, der Glaube komme nicht aus dem Menschen selbst, nicht aus einer Geistesthätigkeit, die ihm angeboren ist, sondern erst aus einer Geisteswirkung der Gottheit auf des Menschen Geist, dem blos die Empfänglichkeit für die Einwirkungen des höheren Geistes gegeben ist. Diese Einwirkung des göttlichen Geistes geschieht auf alle Menschen und immerwährend, und macht den Menschen erst zum Kinde Gottes, zum Menschen; ohne sie wäre er nur das erhabenste Thier. Dann fehlt dem Ganzen der eigentliche Dichtergenius. Es sind gute Gedanken, in ein schönes Gewand gekleidet, aber der Dichter soll mehr thun. Er soll seine Gedanken gleichsam zu lebendigen Gestalten machen, die selbsthandelnd erscheinen; das Gedicht soll nicht so sehr und allein den Geist des Dichters aussprechen, sondern vielmehr ein eigner Geist sein, der nur im Gewande der Worte und Reime auftritt. Dies ist bei einem Lehrgedichte sehr schwierig und mir, der ich überhaupt nicht zum Dichter geboren bin, — und ein Solcher kann es allein leisten, — nur an wenigen Stellen gelungen. Was Versbau und Wohllaut betrifft, so weißt Du aus meinen früheren Produkten, daß Du auch in diesem Gedichte nur wenig Härten und keine Wortverdrehungen finden wirst — was für

einen neudeutschen Dichter der jetzigen Zeit kein kleines Lob ist.“ Einzelne Fragmente dieses Gedichtes, welches Biernatzki in späteren Jahren, nachdem er seine religiösen Ansichten geändert, ganz anders ansah, werden in der Sammlung seiner Gedichte mitgetheilt werden und hinreichen, seine damaligen Anschauungen zu begreifen. Auch werden dort die dichterische Beschreibung der „Ueberschwemmung,“ die „Weihe“ und das „Gebet,“ welche er zugleich mit diesem Lehrgedichte veröffentlichte, ihre Stelle finden.

Der Halliggemeinde, welche zum dritten Male in einer kurzen Reihe von Jahren Alles wieder bei dieser Ueberschwemmung eingebüßt hatte, fehlten die Mittel, eine Kirche wieder zu bauen und einen Prediger zu halten. Biernatzki hatte bereits von Friedrich VI., der im Sommer 1825 die durch die Sturmfluth verwüstete Westküste seiner Herzogthümer, auch einige der Inseln, unter denen Nordstrand, besuchte, die Zusicherung für die vacante Predigerstelle in Friedrichstadt erhalten. Das Document seiner Berufung dorthin ward ihm kostenfrei zugesendet, begleitet von einem Geschenke aus der Chatulle des Fürsten, als Anerkennung seines menschenfreundlichen Strebens für seine Gemeinde in jenen Stunden der Noth und Angst. Es traf gerade wenige Stunden nach der Geburt einer Tochter ein und erhöhte seine und seiner Gattin Freude. Dagegen betrübte es die Gemeinde sehr, als sie davon erfuhr, da sie noch immer gehofft hatte, Biernatzki werde das Anerbieten einer Gehaltszulage von 50 Mark nicht ausschlagen und bei ihnen bleiben, so lange ihr Aeltester und Vorsteher, ein siebenzig=

jähriger Greis, lebe. Nun baten sie, noch ein Mal mit ihrem Prediger das Mahl des Herrn feiern zu dürfen. Bereitwillig wurde ihnen dazu die Kirche auf Nordstrand eingeräumt. Am bestimmten Tage kam die ganze Gemeinde der Hallig herüber; eine in jener Gegend seltene Windstille begünstigte ihre Fahrt. Sie versammelten sich im Hause Biernatzki's, von wo aus sie sich, ihren Priester voran, in der Mitte der beiden ältesten Männer, denen sich die Uebrigen paarweise anschlossen, in einem langen Zuge zur Kirche begaben. Hier ward der Gottesdienst in üblicher Weise mit Gesang begonnen, mit einer Beichtpredigt fortgeleitet und mit der Feier des Abendmahles, welcher zuletzt noch ein Schlußgesang folgte, beschlossen. Die Gemeinde begleitete ihren Priester in seine Wohnung zurück, und als sie dort Abschied von ihm nahmen, da ward viel Weinens unter ihnen, und die braven, schlichten Leute wollten gar nicht die Hände Desjenigen fahren lassen, der sich ihnen in der Stunde der Gefahr so sehr als ihr treuer Hirte bewährt hatte.

Am 21. October verließ Biernatzki mit seiner Gattin und seiner jungen Tochter Nordstrand, bis zum letzten Augenblicke überhäuft mit Beweisen der Liebe von Seiten der Nordstrander Gemeinde, — einer Liebe, deren Erinnerung ihn noch oft in seinen letzten Lebenstagen erfreute. In Friedrichstadt ward er ehrenvoll im Predigerhause von den Vorstehern der lutherischen Gemeinde empfangen. Eine Gastpredigt, die er dort, nachdem er zum Prediger ernannt war, gehalten, hatte ihn schon einigen Einwohnern bekannt gemacht. Alle aber sahen mit ungeheuchelter Freude seinem

Dienstantritte entgegen. Der 25. October war der Tag, an welchem er in sein neues Amt feierlich eingeführt wurde. Der Weg zur Kirche war mit Blumen bestreut, die Kanzel mit Blumen geschmückt. Biernatzki hielt seine Predigt mit innerer Kraft und Erhebung, und manche Seele mag getröstet und erquickt, geweckt und gestärkt das Gotteshaus verlassen haben. Denn es war seit den letzten Monden in Biernatzki's Herzen eine Aenderung vorgegangen, die ihn inniger und tiefer als je das Göttliche des Christenthums durchschauen ließ und seinen Predigten mehr Innerlichkeit und Wärme mittheilen mußte. Dieses Umschwungs seiner christlichen Denkweise war er sich klar bewußt, und sie war eine so gründliche und ernstlich gemeinte, wie nicht weniger die Macht des heiligen Geistes bewährende, daß ich sein eignes Geständniß darüber, wie er es dem Freunde mittheilte, wiederzugeben mir erlaube. „Daß ich, ohne zu den orthodoxen Parteien zu gehören, in der Lehre von der Gottheit Christi nicht mehr Zweifler bin, wird Dir erfreulich sein. Meine Gründe dafür sind reine Vernunftgründe (— was freilich durch die gleich folgende Erzählung widerlegt wird —), und die historischen Beweise gelten mir nur als Hülfsbeweise, die ich allenfalls auch entbehren könnte, ohne jetzt zu zweifeln. Einer der für mich eindringlichsten ist der: daß der Mensch, so lange er Mensch ist, immer für seine Ideen, wenn er sie mit Bestand und Liebe umfassen soll, der sinnlichen Erscheinung bedarf. Das ist die Entstehung des Götzendienstes. Der Mensch kann sich nicht zu der rechten, herzinnig empfundenen Idee von Gott, dem all-

mächtigen, ewigen, allwissenden, allgegenwärtigen, heiligen und gerechten Geiste aufschwingen, sie verschwimmt ihm, wenn er sie recht denken, recht auffassen will, in ein undenkbares Nichts. Er kann also nur zum Götzendienste oder zu leeren, alle Wärme vernichtenden Gedankenbestimmungen kommen. Vor diesen beiden Abwegen bewahrt die unendliche Liebe des Vaters die Menschheit durch die Erscheinung Jesu Christi, der als sichtbarer Gott dem Menschen in seiner Erscheinung das Menschlich-Nothwendige gab, um sich daran und dadurch zur Anbetung des Unendlichen im Geiste und in der Wahrheit aufzurichten. Da ich meine jetzigen Ueberzeugungen keinem Buche, sondern nur mir selbst verdanke, so glaube ich auch, daß sie feststehen werden. Mir selbst, sage ich? — Es giebt Dinge im Leben des Menschen, die über seinen Verstand hinausliegen. Höre! Im Sommer war ich hier, um eine Gastpredigt zu halten. Die Predigt war längst fertig und sollte nur noch ein wenig eingeübt werden. Mit dem Gedanken daran legte ich mich zu Bette und memorirte so noch vor mich hin. Auf einmal stand die Lehre von der Gottheit Christi, mit der meine Predigt keine Berührung hatte, vor mir hell und klar; wie sich dies aus meinen damaligen Gedanken ergab, konnte ich nicht begreifen. Genug, am folgenden Morgen ward die Predigt nach dieser neuen Ansicht umgeändert und durch weiteres Nachdenken mit Vernunftgründen gestützt. Giebt es im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeiste näher ist als sonst? — Hatten sich doch noch kurz vorher keine Zweifel gegen meine frühere Ueberzeugung gemeldet. — Daß ich

mich jetzt von jeder Leidenschaftlichkeit, die ja auch im Glauben Statt finden kann, fern zu halten suche und ruhig weiter forsche, ohne dabei etwas für oder wider zu lesen, soll mir, wie ich hoffe, eine immer größere Festigkeit geben. Meine Zuhörer müssen nun mit mir einen ähnlichen Gang gehen. Ich suche sie auf ihr Nichts zurückzuführen, um sie so weit zu bringen, daß sie die Nothwendigkeit einer höheren Offenbarung begreifen und ergreifen lernen."

Diese Umkehr war ein entscheidender Wendepunkt in Biernatzki's innerem Leben. Er ward von nun an immer mehr und mehr dem evangelischen Glauben zugewendet, und nie sprach er ohne Bewegung und Andacht von dieser Umwandlung. Je bedeutsamer dies für sein eignes Wirken war, desto wichtiger war es zugleich für seine amtliche Stellung in Friedrichstadt. In dieser Stadt nämlich, einer der neuesten in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, haben mehrere Religonsparteien das gleiche Recht der Duldung. Sie ward im Jahre 1624 von remonstrantisch-reformirten Flüchtlingen aus Holland unter den besonderen Auspicien des vortrefflichen Herzogs von Gottorf, Friedrich III., gegründet. Später blieb sie auch anderen fremden Religionsparteien, ein willkommenes Asyl. Daher sind dort neben der jetzt zahlreichsten Gemeinde der Evangelisch-Lutherischen, noch die Ueberreste der Remonstrantisch-Reformirten, die Mennoniten und selbst eine kleine Gemeinde römisch-katholischer Christen. Auch die Israeliten haben dort ihre Synagoge und gleiche Bürgerrechte mit den christlichen Einwohnern. Jede dieser Gemeinden hat ihre beson-

dere Kirche und ihren besonderen Prediger. Diesen Letzteren gegenüber stand nun Biernatzki, als ein ächt evangelischer Geistlicher, mit dem Worte von der Rechtfertigung des Menschen allein durch den Glauben an Jesum Christum, und seine lebensfrischen, die besonderen Vorkommnisse in der Gemeinde beständig berücksichtigenden Predigten wurden in dieser eine neue Weckstimme, zu beharren im Glauben ihrer Väter. Seine Zuhörer waren stets zahlreich und horchten ihm mit Andacht. Ihm war das Amt das Theuerste, dem er alle Kräfte seiner Seele zuwendete. „Das Amt, schrieb er dem Freunde, ist der Stützpunkt, worauf die Kraft unseres Geistes ruht und von dem sie ausgeht, um zu wirken und nach jedem mißlungenen Ausfluge in die weiten Regionen des allgemeinen Wohls getröstet zurückkehrt in die kleine Rotunde, in der wir festsitzen. Es ist wol war, diese Rotunde kommt Einem oft zu klein vor, aber dies kann nur bei Denen der Fall sein, welche ihres Amtes nicht recht warten. Ein jedes Amt, wozu man studirte Leute braucht, ist gewiß der Art, daß bei einer richtigen Auffassung und treuen Ausübung dessen, was man darin thun kann, es unserer Kraft würdig und sie beschäftigend erscheint.“ Dem Amte widmete er daher auch die angestrengteste Thätigkeit. Bald nach seinem Antritte in Friedrichstadt trat durch die Versetzung des Predigers im benachbarten Kirchdorfe Coldenbüttel, in der Landschaft Eiderstedt, eine Vacanz ein, und die dortigen Kirchenvorsteher ersuchten Biernatzki um Verwaltung des Predigerdienstes bis zur Wahl eines neuen Predigers. Er nahm mit Freuden

das Anerbieten an und sah so mit einem Male das Gebiet seiner Thätigkeit bedeutend erweitert. Einen Sonntag predigte er in Friedrichstadt, den anderen in dem nur eine halbe Stunde entfernten Coldenbüttel, wo immer auch einige Mitglieder seiner Gemeinde sich zum Gottesdienste einfanden. Der Herr segnete auch sichtlich sein Bemühen. Einer, der fünf und zwanzig Jahre lang die Kirche nicht besucht hatte und nun zuerst aus Neugierde wiedergekommen war, ward mit Reue und Andacht ein regelmäßiger Besucher der Sonntagsfeier. Eine Tochter, welche bereits verheirathet, seit Jahren mit ihrer Stiefmutter entzweit gewesen und lange ihr Haus nicht betreten hatte, wurde von einer Neujahrspredigt über das Thema: „Alles sei vergeben, Alles sei vergessen" so ergriffen, daß sie gleich nach dem Schlusse des Gottesdienstes zu ihrer Stiefmutter eilte und sich gänzlich mit ihr aussöhnte. Manche amtliche Erfahrungen machte Biernatzki, die nur wenigen Geistlichen unseres Landes vorkommen mögen. So bereitete er einen sieben und zwanzig Jahre alten Israeliten, der ein Bekenner der christlichen Religion werden wollte, zu diesem Uebertritte vor und taufte ihn, nachdem derselbe öffentlich sein Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Manches Kind aus einer gemischten Ehe, welches zur katholischen Religion übertreten wollte, fand bei ihm Unterweisung und Belehrung, nicht selten mit Erfolg, so wie überhaupt die beständige Wachsamkeit über das in dieser Beziehung geltende Landesgesetz von ihm nie unterlassen wurde.

Den schon bestehenden Bibelverein in Friedrichstadt, dem er als lutherischer Prediger vorstand, war er auf's Eif-

rigste zu fördern bemüht, und es dürfte nicht ohne Interesse sein, aus den jährlichen Berichten, die er über Bestand und Fortgang desselben der Schleswig-Holsteinischen Landes-Bibelgesellschaft eingesendet hat, einige Bruchstücke mitzutheilen, welche dieses Bestreben Biernatzki's beurkunden und auch schon damals in den Jahresberichten der Gesellschaft abgedruckt sind. „Vielen liegt hier, so schrieb er, noch die Sache der Bibel am Herzen, und unser Verein betreibt sein Werk mit Eifer. Möchte Gott immer mehr wecken, drängen, treiben alle Geister zur Wahrheit, erwecken alle Seelen mit Sehnen und Verlangen nach Seinem Frieden und beseligen alle Herzen mit Glauben, Liebe und Hoffnung. — — Die Erhaltung des Vereins wird mir immer am Herzen liegen, und es muß, das ist meine zuversichtliche Hoffnung, aus dem Regen und Bewegen der Zeit in religiöser Hinsicht ein schönes Leben hervorgehen. Die Zeit kommt mir vor, wie das erste Erwachen des Frühlings nach langer Winterkälte; still brütet es im dunklen Schooße, einzelne Keime sprossen schon an's Licht, ja schon stehen manche Frühblumen als Verkünder des noch Verborgenen in voller Blüthe, und sie ziehen andere nach. Werden wir den vollen Frühling sehen? — — Man kann sich immer noch nicht an das ruhige, gleichbleibende Christenthum gewöhnen, das allein erst für Bibellesen empfänglich macht, wie es selbst nach und nach durch Bibellesen mehr und mehr geläutert und in sich gegründet wird. Man liebt noch zu sehr die starken Aufregungen und bedarf zum größten Theil ihrer auch, um nicht wieder zurückzusinken in die alte Schlaffheit. Doch seh' ich freu-

dig hin in die Zukunft. Legen wir nur treu ein Korn nach dem andern in das große Ackerfeld der Welt; Gott weiß die Stunde, wo Alles, was aus der Wahrheit gegeben ist, aufgeht zu hundertfältigen Früchten. Die große Morgenröthe des Christenthums geht langsam, aber sicher und alldurchdringend ihren Weg über alle Enden der Erde. So sind wir stark, wenn auch unsere Kraft nur Wenig erreicht; denn unsere Stärke ist ein Theil der ewigen, allumfassenden und allüberwindenden Kraft des göttlichen Geistes, dagegen alle Gegenkämpfe, so breit sie sich auch zu Zeiten hervorthun, doch Nichts sind, als immer schwächer werdende und sich zuletzt in ihr Nichts verlierende, verkehrte Anstrengung wider Gottes Rath. — — Ja ich lebe noch immer der frohen Hoffnung, daß alle Zeichen der Zeit auf eine schöne Morgenröthe des religiösen Lebens hindeuten, und daß selbst die Anstrengungen der römischen Jesuiten und die Verirrungen mancherlei Art protestantischer Seits mit dazu dienen werden, den Durchbruch zu befördern. — — Wo Drang und Trieb von Innen heraus ist, da hat auch unsere allerdings von Außen in so mancher Rücksicht drangvolle Zeit noch ein Scherflein übrig, auf dem Altar des Herrn zu opfern, muß es übrig haben, weil ja auf den Altären der Eitelkeit und Weltlust noch so manche Spenden dargebracht werden. Freilich giebt es allenthalben Stimmen, die behaupten, die Bibel- und Missions-Sache sei nicht der rechte Altar des Herrn. Aber könnte man nicht manchen Stimmführern solcher Behauptung die Frage entgegenstellen: Welchen Altar hat denn für Euch der Herr auf Erden? Was thut Ihr

denn sonst zur Förderung Seines Reiches? Wo und wie bringt Ihr uneigennützige Opfer? Zeiget uns den nach Eurer Ansicht rechten Altar! Zeiget uns Eure freiwilligen Opfer, daß wir Eure guten Werke sehen und unseren und Euren Vater im Himmel preisen! Habt Ihr aber nirgends einen Opferaltar, von dem ein süßer Duft dem Herrn nach Oben steigt, so folget doch unserer Ladung, auf daß man doch an Einem sehe, daß Ihr auf Christi Namen getauft seid! —— Ich glaube, daß unser Verein wieder auf eine größere Zahl gebracht werden kann, und ich werde mein Möglichstes dazu thun. Es bedarf in unsern Tagen der Prediger eines ungewöhnlichen Vertrauens zu dem Geiste Gottes, der eigentlich das Amt verwaltet, das scheinbar so schwachen Kräften übergeben ist. Der Prediger, welcher allein von der Kraft seiner Rede, von seinem Eifer für die göttlichen Dinge, von dem Beispiel seines Wandels die Förderung des Reiches Gottes erwartet, der muß sich vorkommen, wie eine Stimme in der Wüste, er sieht nicht, daß sein Odem einen Stein bewegt oder eine Blume weckt. Wie lange soll denn die Liebe zum Amte dauern? Nur daß wir wissen, unser Amt ist eine göttliche Ordnung und wird darum auch getragen durch den Geist Gottes, der Segen und Gedeihen giebt, wo wir kein Regen und Bewegen bemerken; das ist unser Trost, das der Quell, aus dem wir immer auf's Neue Lust und Kraft schöpfen. Euer Amt ist göttliche Ordnung, liebe Brüder! In diesem Sinne predigt und wandelt vor dem Herrn; und der Tag dorten wird Euch den Segen Eures Werkes zeigen, den Ihr hier mit bangem Auge suchtet und nicht fandet.

Alle aber, die Theil nehmen an der Verbreitung der heiligen Schrift, sind in die göttliche Ordnung des geistlichen Amtes aufgenommen; denn sie haben dasselbe Ziel ihres Thuns mit dem Prediger, und darum müssen sie auch mit ihm aus derselben Quelle Trost, Zuversicht und Beständigkeit schöpfen. Möge der Herr uns Allen das Licht des Vertrauens aufgehen lassen auf unserm geistlichen Pfade, daß wir nicht ermatten, nicht ruhen und fragen: Wann geht die Sonne auf? sondern arbeiten in Geduld und Stille, hoffend, daß es endlich Tag werde." — —

So wie diese Auszüge Belege von Biernatzki's christlicher Gesinnung sind, wie er sie damals im Herzen trug, — und darum sind sie angeführt — so sind es nicht minder folgende Auszüge aus einigen seiner Briefe, die er in den Jahren 1830 und 1831 an einen Freund schrieb, der selbst ein geförderter Christ war. Von demselben, der ihm einige Traktate der niedersächsischen Gesellschaft zur Vertheilung in seiner Gemeinde übersandte, aufgefordert, selbst solche Schriftchen zu verfassen, antwortete er: „Meine Sprache ist kaum populär genug dazu. Besser würde ich für Gebildete schreiben können, da mein Publikum größtentheils aus solchen Leuten besteht, die alles eigenthümlich Christliche als unwesentliche Zugaben zur Religion betrachten und sich mit ihrem Halbglauben begnügen. Mein Hauptstreben geht dahin, sie auf die Seichtheit und Leerheit ihrer Religionserkenntniß und auf die Unzulänglichkeit ihres Vernunftglaubens aufmerksam zu machen. Ich habe manche Predigt, die bei einzelnen Lehren, z. B. bei der Lehre von

der Unsterblichkeit, im ersten Theile die Gedanken über Unsterblichkeit und die Beweise für dieselbe nach den Ansichten der vernünftig-religiös seinwollenden Namenchristen in dem glänzendsten Gewande aufzustellen sucht, im zweiten Theile dann sie alles ihres erborgten Glanzes entkleidet und mit nüchterner Vernunft alle Blößen aufdeckt, um dann im dritten Theile auf die Nothwendigkeit einer christlichen Offenbarung hinzuweisen und zu überzeugen, daß nur im Glauben, im ächt christlichen, der Friede zu finden ist. So etwas möchte für unsre Zeit höchst passend sein, aber wohl schwerlich den Absichten der Traktatgesellschaften eignen und wohl manche Schwierigkeiten mehr in der Verbreitung haben." — —

„Erlauben Sie mir, heißt es in einem andern Briefe an Denselben, Ihnen zu sagen, daß es ein rechter Trost und eine rechte Freude für mich war, in Ihnen einen Christen im vollen Sinne des Worts zu finden. Es befremdet uns nicht, wenn wir bei Denen, die durch Studium und Amt in alle Tiefen der Christuslehre eingeführt sind, den wahren lebendigen Glauben finden; aber wahrhaft erhebend und stärkend ist es, in den gelehrten Ständen, die eine unheilige Scheu vor dem Glauben so oft zu haben scheinen, Männer zu treffen, die das Eine wissen, was zu unserm Frieden dienet. Meine Seele schwelgt nicht in idealischer Hoffnung für die nächste Zukunft, aber sie lebt in der Ueberzeugung, daß, wenn auch in den fernsten Jahrhunderten oder Jahrtausenden erst, eine Zeit kommen werde, wo Alle, Alle einig sind im Glauben an die Erlösung und in dem Frieden, der dadurch den armen Menschenkindern im Staube gegeben ist. Erfah-

rungen, wie die, welche Sie mir durch ihren gläubigen Sinn gegeben, machen diese meine Ueberzeugung immer fester und sind mir leuchtende Sterne auf dem oft so dunklen Wege der Gegenwart. Haben Sie Dank für diese neue Stärkung. Des Menschen Verklärung, die allein durch den Glauben reift, werde mehr und mehr Ihre Freude, Ihre Kraft und Ihr Friede. Lassen Sie uns dem Vater danken, der Seine Gnade walten ließ über uns, in uns. Von Ihm Alles, in Ihm Alles, zu Ihm Alles!" — — „So viele Menschen sind in Rücksicht ihres Christenthums noch ganz Kinder (in einem andern Sinne die höchste Stufe) und wie Kinder am besten in Erzählungen alle Lehren auffassen: so auch diese Menschen. Zugleich fordert die Verwöhnung durch frivole Lektüre eine Art Uebergang, und hier paßt das Wort: seid klug wie die Schlangen. Wohl aber möchte man oft verzweifeln bei dem Leichtsinn und der Gleichgültigkeit der Welt, der auch in unsern Zeiten, in welchen das Eine, was Noth thut, mit so viel tausend Stimmen zu den Menschen spricht, so vielfach überhört, so vielfach überwuchert wird vom genußsüchtigen Treiben. Was soll werden? Wo, wann, wie soll das Wahre, Schöne, Gute, mit einem Wort das Reinchristliche einen Tempel finden? Woher noch Muth nehmen, einen Kampf zu kämpfen mit so weniger Aussicht des Erfolgs? Woher noch Kraft, die Sehnsucht nach dem Ideal zu tragen im Herzen, und so oft stumm zu bleiben, wo man reden, donnern möchte? Die Arme auszustrecken nach dem theuren Bilde, und immer nur leere Lüfte zu fühlen? Hinaufzuweinen nach Oben: Komm, schaffe, walte,

Heiliger Geist! und die Sterne wandeln im ewigen Frieden, als kümmere sie nicht die Zwietracht dieser Welt. Das Wünschen ist so weit, das Können so eng, das Thun wie gar nichts. Wie soll das werden? Welchen Umwälzungen, welchem Jammer geht das Geschlecht entgegen! Was wäre das Leben auf Erden, wenn kein Himmel wäre; wenn die Zeit nicht so eilte, und eine Spanne weiter die Seele den Frieden fände, den die Welt nicht zu geben vermag! Doch ich darf nicht weiter, die Aermlichkeit und Erbärmlichkeit dieser Erdenwallfahrt überwältigt mich. Wie selig ist Gott, daß für Ihn Jahrtausende sind wie Ein Tag, denn wahrhaftig, die einzelnen Tage taugen nichts, nur wenn man Jahrtausende übersieht, kann man wieder Lust bekommen, mit der Erde Etwas zu schaffen zu haben." —

So blieb er nicht stehen in der Erkenntniß des Einen und Höchsten. Immer lebendiger und tiefer ward sein Glaube, immer inniger das Gefühl der Gemeinschaft mit dem Heilande. Daher er auch bemüht war, Diejenigen, die ihm näher standen, für denselben Glauben zu gewinnen, der allein Frieden mit Gott giebt und die Verheißung hat dieses und des zukünftigen Lebens. In solcher Absicht schrieb er manchen Brief an die älteste Schwester seiner Halbgeschwister, aus deren Einem Folgendes mitgetheilt wird: „Gott hat des Menschen Herz so weich gemacht, daß es mehr fühlt, als der Körper empfindet; nicht aber zugleich wieder so stark, daß weder körperliche, noch Seelenleiden es beugen und brechen können. Ja wohl, liebe Schwester, ja wohl, auch Du wirst die Kraft in Dir finden, die in dem Schwachen mächtig ist,

wenn Du sie suchest, auf rechte Weise suchest. Giebt es eine andere Trösterin für Dich, als die Religion? Religion aber ist Leben in Gott, Gottinnigkeit. Ist sie uns das nicht, sondern nur ein auf Augenblicke beschränktes Gefühl, so wird sie uns wenig Kraft geben können. Um aber zu dieser Gottinnigkeit zu kommen, muß Er uns ganz als Vater erscheinen. Es ist nicht genug, daß wir Ihn wissen und haben, als den unendlichen, allmächtigen, ewigen, allgegenwärtigen Gott, wir sollen Ihn auch fassen, in uns aufnehmen, als den väterlich liebenden. Gott bleibt uns aber fern, ewig fern, gleich einer Sternennebelwolke am schimmernden Horizont, wenn wir Ihm nicht mit dem Glauben des Christenthums nahen. Das Christenthum besteht aber nicht darin, daß wir dadurch unsre Erkenntniß von Gott vernünftiger, klarer gemacht haben; damit wäre wenig gewonnen. Je klarer wir Gott erkennen, desto ferner tritt Er von uns, desto mehr erkennen wir den ungeheuern Abstand des Schöpfers vom Geschöpfe, und wir haben kein kindlich Herz zu Ihm, wohl in einzelnen andächtigen Augenblicken, wo wir in überströmenden Gefühlen diesen Abstand vergessen, aber nicht immer, nicht als innerstes seliges Leben in uns, als unser schönstes und gewissestes Eigenthum. Solch ein kindlich Herz will uns das Christenthum nun geben, aber nicht durch Belehrung allein, sondern durch das große Zeugniß der Liebe Gottes gegen Seine Kinder auf Erden, durch die Offenbarung Jesu Christi, in welchem wir nicht allein haben Lehrer und Vorbild, sondern auch die innigste Gemeinschaft des Himmels mit der Erde, Gottes mit der Menschheit. Christus soll

uns mehr sein, als der von Gott Erleuchtete, um die Wahrheit zu verkünden, Er soll uns der Mittler sein, durch den sich das Band bindet zwischen Geschöpf und Schöpfer; in Ihm hat sich Gott der Erde verklärt, sich in Seiner Gnade und Liebe der Welt klar gemacht, ist durch Ihn zu Seinen Kindern im Staube gekommen, daß diese nun sich fühlten in der Kindschaft, daß nun keine Wolke mehr stünde zwischen ihnen und Gott, keine Scheidung mehr wäre, vor welcher der Gedanke erbebt und das Herz erstarrt; sie sollten durch die Liebe Gottes zu ihnen Liebe lernen, statt Furcht; der ewig Ferne ihnen der ewig Nahe werden. Du wirst erst dann, wenn Du dies im Glauben zu fassen vermagst, zu der Freudigkeit kommen, die Du bedarfst, um Deine Seele zu retten aus den Banden, die Dein Leben umstricken; Du wirst erst dadurch zu jener Gottinnigkeit kommen, die Deine Brust so erfüllt, daß der Erde Schmerzen keinen Raum mehr finden; Du wirst erst dadurch gottselig werden. Unsre Sprache ist zu beneiden um dieses schöne Wort: gottselig, es spricht so Alles, Alles aus, was der Mensch bedarf, um mehr zu sein, als Erdengeschöpf, mehr zu haben, als Lust und Leid dieser Welt, und da zu überwinden, wo das Herz brechen möchte. Theure Schwester, Dein Gott hat Gnädiges mit Dir im Sinn, Er will sich in Deiner Brust einen Tempel bauen, dessen Säulen allen Stürmen trotzen sollen, dessen Altar von himmlischen Flammen leuchten soll. Er will sich ein Menschenherz verklären zu Seinem Eigenthum. Da muß denn von Außen her die Welt toben, um jedes Gefühl auf das innere Heiligthum zu wenden, die gewöhnlichen Freuden

des irdischen Lebens müssen verweht werden, um das: Habe Deine Lust am Herrn! Dir ganz eigen zu machen. Möchtest Du so Deine Lage betrachten, wie wir Alles ja im Leben als Leitung und Fügung von Oben betrachten müssen. Gott allein weiß, was zu unserm Heile dienet, aber unsre Pflicht ist es, aufmerksam auf seine Wege zu sein, damit wir verstehen, was Er mit uns vorhat und Ihm nicht widerstreben. Darum öffne die Thore Deines Herzens, laß Ihn einziehen in Seiner ganzen Fülle, schließe Dich an Ihn an mit allen Kräften Deiner Seele, laß Seinen Geist frei walten und Er wird Dich segnen mit Freuden, für welche die Sprache kein Wort, die Brust kein Gefühl, das Auge nur Thränen hat. Nimm den Frieden, den Er Dir bietet; es ist ein Friede, für den die Hölle keinen Sieg und der Tod keinen Stachel hat. In jedem frommen Gedanken, der Dich durchblitzt, in jedem andächtigen Gefühl, das Deinen Blick zum Himmel wendet, erkenne Ihn, der in Dir waltet; es kommt aus dem Menschen das Göttliche, das zu Gott strebt, nicht, sondern Gott ist es, der sich dem Menschen giebt, um den Menschen zu sich zu erheben.

Wie sich die Blume nur zum Lichte wendet,
Weil Leben athmend sie das Licht umstrahlt,
Und wie das Auge nur das Bild entsendet,
Das ihm die farbenreiche Welt gespendet,
Die sich auf der krystallnen Fläche malt:
So bist auch Du vom Göttlichen erfüllt,
Weil Gott in Dir sich selber Dir enthüllt.

Und was sind Weltgenüsse, Erdenehren,
Was ist der Purpur und der Kronen Zier?
Was willst Du, Gieriger, noch mehr begehren?
Was sprichst Du von Entsagen und Entbehren?
Ward denn dem Cherub mehr als Dir?
Such über allen Himmeln, such im Staube,
Und Gottes schönste Gabe bleibt der Glaube!

„Mit welcher heitren Siegesruhe wirst Du künftig, wenn einmal Dein äußeres Verhältniß mehr mit Deinen Forderungen an's irdische Glück übereinstimmt, auf diese Tage der Prüfung zurückschauen, wenn Du bestandest im Kampfe durch die Kraft Dessen, der in dem Schwachen mächtig ist. Wie wirst Du mit viel fröhlicherer Innigkeit jede kleine Freude, welche die kommenden Tage noch für Dich haben, empfangen, da Du gelernt hast, ein Leben ohne Freude mit der Lust des Herrn auszuschmücken. Wie viel leichter wirst Du ein kleines Ungemach der Folgezeit ertragen, wenn Du Dich erinnerst der Stunden, die Dich jetzt betrüben. Wohl dem Menschen, der durch eine strenge Schule hindurch ging und den diese Schule nicht mürrisch, verschlossen, unzufrieden für alle Zukunft machte, sondern ihn lehrte, seine Kraft in sich selber zu finden und sich zu bewahren vor äußerem Sonnenschein oder Sturm. Darum, liebe Schwester, trage mit Geduld und innerem Muth: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten! Aber hüte Dich, das Leben zu betrachten wie ein Sklave seine Ruderbank, mit starrer Unempfindlichkeit und erstorbenem Gefühl. Erhalte Dir Dein inneres Leben, Deine weiche Theilnahme

für alle Freuden und Leiden dieser Zeit, wie vor Allem für das, was über der Zeit steht, damit nicht, wenn die besseren Tage aufgehen, Du den Sinn für sie verloren habest, oder nicht mehr sie Dir durch den Wiederschein des Göttlichen im Irdischen zu verklären verstehest." — —

Der Aufenthalt in einer kleinen Stadt brachte es mit sich, daß Biernatzki in den Mußestunden, die ihm seine amtliche Thätigkeit gestattete, viel mit sich allein war. Er war sinnig und beschaulich; „sein inneres Wesen im Geiste, sagt er selbst, sei ihm genug." Er liebte es, einsam zu sein; dann vertiefte er sich in die Erforschung der menschlichen Seele, wovon die „Gesichte" in seiner Hallig Zeugniß geben, und in die Ergründung der göttlichen Offenbarung. Er war überhaupt nicht geneigt, Fremdes in sich aufzunehmen und zu dem Seinen zu machen. Wie er auch ohne fremde Hülfe von Außen, allein durch die innerliche Wirkung der göttlichen Gnade, zum Glauben gekommen war, so ward er auch allein durch diese gefördert. „Es kommt mir vor, so spricht er sich gegen seinen Freund aus, als wäre mein ganzes Innere ein Leben und Weben in Gott und meine Sünden nur Rauchwolken, die an dem ewig hellen Kern und Stern der Brust vorüberwallen. Es will mich bedünken, als hat zu diesem inneren Gottesleben auch meine Theorie vom Glauben beigetragen, daß er nämlich ein Wirken und Walten Gottes in uns sei; kein Ergreifen, sondern ein Ergriffenwerden, kein Gehen des Menschen zu Gott, sondern ein Kommen und Dasein Gottes in ihm. Ich kann mich nun nicht mehr nach Außen hin richten, ihn zu suchen, son-

dern richte mich in mich hinein, und weil alles Gute, Wahre, Schöne nicht aus mir, sondern aus dem Leben Gottes in mir hervorgeht, so weiß ich auch so ganz nichts mehr von Tugendstolz, sondern freue mich nur innig, kindlich, daß es so und nicht anders ist in mir." Dieser Seelenstimmung gemäß hatte menschliche Autorität für ihn keinen Werth. Nur Gottes Wort war ihm der Maaßstab und die Wage für seine und Anderer Gedanken. Daher kam es auch, daß er stets die Lehre des Christenthums in Verbindung mit dem christlichen Leben erfaßte. Jene war ihm nicht eine todte Ueberlieferung, sondern göttliche Offenbarung, Licht und Leben. Das Wort galt ihm Nichts, wenn es sich nicht zugleich im Wandel bewährte. Ueber Zweifel war er hinaus, ein Schwanken fand nicht mehr in seiner Seele Statt; er war im Geiste von Grund aus erneuert worden und hatte selbst durchlebt, was er in seinen Predigten verkündete. Sie waren die Reflexe seiner innersten Gesinnung, die Ergüsse seines in sich selbst zufriedenen, der versöhnenden und erlösenden Gnade gewissen Herzens. Sie stellten stets der Gemeinde dasjenige vor Augen, was in den Tiefen seiner eignen Seele durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes ihm selbst licht und klar geworden. Sie forderten zu einem Wandel auf, wie er selbst ihn zu führen bemüht war, zu einem Leben in Gott, wie er selbst es darzustellen sich bestrebte. „Christus, der Versöhner,, schrieb er, wird der Gemeinde von mir gepredigt, nicht gerade als ausschließliches Thema, aber jedes Thema führt auf ihn hin; und der Grund zu seiner Annahme wird gelegt durch völlige Lossagung von eigner

Gerechtigkeit.“ Die Wissenschaft hatte für ihn nur einen untergeordneten Werth, insofern sie zur Förderung des Reiches Gottes diente. An und für sich selbst galt sie ihm Nichts, nicht einmal als Stütze des Glaubens. Nur insofern sie mit diesem übereinstimmte und ihn gegen Angriffe zu schützen bemüht war, erschien sie ihm von Bedeutung. Alle nicht auf den Glauben bezüglichen Bestrebungen hielt er für verfehlt, darum ohne Wirkung. Er zitterte nicht für die Wahrheit, er wußte, daß sie aus jedem Kampfe siegreich hervorgehen mußte. Sein eignes Leben war ihm dafür Zeugniß; auch in ihm hatte sich das Göttliche durchgerungen zum Lichte. Dennoch begrüßte er jede bedeutende Erscheinung mit Freuden. Mit größter Klarheit sah er überall den Grund, das tiefste Motiv, und wurzelte dieses in christlich ernster Ueberzeugung, so hatte er Vertrauen zur Sache, so war er ihrer Wahrheit, ihres Sieges gewiß.

Die Welt scheute er nicht; das Vergängliche und Unbefriedigende ihrer Güter und Gaben hatte er gekostet. Von der Welt hoffte er auch Nichts. Ihre Eingriffe auch in sein äußeres Leben konnten ihn nicht schrecken, sie kräftigten ihn desto mehr. Die Sorgen des Lebens waren ihm nicht drückend, den Kampf mit ihnen fürchtete er nicht. Ihm hatte das Evangelium eine in Wahrheit weltüberwindende Kraft gegeben. Von Natur mit einem Muthe begabt, der vor keiner Gefahr zurückbebte, war dieser zu einer Kühnheit verklärt, deren sichere Waffe ein unbedingtes Gottvertrauen war. Jedem trat er frei und offen entgegen, Hohen und Niedrigen; den Glauben seiner Kirche, die Wahrheit des

Evangeliums, machte er überall in begeisterter Rede mit Muth und Festigkeit geltend.

Geselliger Freude war er nicht abhold, im Gegentheil, er liebte sie. Aber seine Gegenwart zügelte den Frohsinn, daß er nicht ausartete. Es lag etwas Imponirendes in seinem Wesen. Sein Gesicht, obgleich von Blatternarben entstellt und mehr noch von häufigen Anschwellungen, die sich freilich später verloren, war auf den ersten Blick nicht anziehend. Aber sein hoher Wuchs, seine gerade Haltung flößten Achtung ein, und ein freundliches Lächeln, das seine unregelmäßigen Züge regelte, sobald er sprach, gewann ihm leicht die Herzen. Ueberall sah man ihn gern, überall hörte man ihn gern. Anziehend und lebendig wußte er zu erzählen; Witz und Laune belebten seine Rede. Er verstand es, das Gespräch zu leiten und zu halten, daß es sich nicht auf Abwege verirrte, und der Ernst, der immer den Hintergrund bildete von Allem, was er that und redete, übte seine Gewalt aus auch über seine Zuhörer.

In Beurtheilung der Leistungen Anderer war er mild und schonend, gegen sich selbst strenge. Fremdes Lob über seine eignen Arbeiten machte ihn nicht stolz, bescheiden wies er es zurück. Je höher er sich selber das Ziel gesteckt hatte, dem er nachstrebte, desto mehr erkannte er, wie er hinter demselben zurückstand. Immer blieb ihm eine gewisse Scheu, seine Arbeiten zu veröffentlichen; nie that er es, ohne sie vorher einem Freunde vorgelegt zu haben.

Nichts war ihm gleichgültig; selbst das Allergewöhnlichste zog ihn an. Die kleinsten, unbedeutendsten Vorfälle

in der Gemeinde, im Hause, erregten seine Aufmerksamkeit. Er vernahm sie gern und wußte sie dann sinnig und geistreich wiederzugeben. Ein warmer Freund bürgerlichen Wohles, strebte er mit Eifer auch dieses zu fördern. Mancher holte in solchen Angelegenheiten seinen Rath ein. Er scheute keine Arbeit in dieser Hinsicht. Er unterzog sich gern der Prüfung ihm vorgelegter Pläne, welche sich auf Communalverhältnisse bezogen, arbeitete sie weiter aus, wo es nöthig schien, und konnte sich dann herzlich freuen, wenn seine Bemühungen Erfolg hatten. So wie manche seiner Gedichte zeigen, wie innig er selbst Antheil nahm an der Bewegung der Zeit in größeren und kleineren Kreisen, so versäumte er es auch nicht, vom Worte Gottes aus in der Kirche dergleichen zu beurtheilen. Davon giebt die Predigt Zeugniß: „die Pflichten eines Bürgers in einer unruhigen Zeit," die er 1830 hielt und durch den Druck veröffentlichte.

Die Sünde tadelte er streng, aber mit Liebe. Manche Seele ist durch ihn gewonnen worden, mancher Friede im Hause durch ihn wieder hergestellt. Die Armuth suchte er auf, half, wo er konnte. Sein weiches Herz wurde leicht gerührt durch die Noth der Brüder. Aber schnell ermannte er sich, verzagte nie. Kräftigend und siegend stand ihm stets der Glaube zur Seite. Selbst da, wo er äußerliche Hindernisse fand, gab er es nicht auf, sie zu überwinden.

Von der Gnade Gottes und der siegenden Kraft des Evangeliums hoffte er Alles. Daher erschienen ihm ängstliche Befürchtungen im Gebiete der Politik als Zeichen von Kleinmuth und Mangel an Vertrauen. „Wie das Wehen

einer neuen Aera erscheint die Gegenwart, schrieb er dem Freunde, nicht als ob sich in ihr schon etwas Bleibendes gestalte, sondern eine Saat des Zukünftigen wird geboren. Wenn wir das, was die erste französische Revolution uns gebracht, vorzüglich in der Kraft der öffentlichen Meinung finden: so scheint das, was die zweite uns bringen will, in der Entwicklung des Bürgerstandes zu liegen. Jede Militairherrschaft scheint mir, wenn auch nicht gleich gestürzt, doch für immer untergraben. Der Fürst muß weniger erster Soldat, mehr erster Bürger werden. Doch dürften noch manche blutige Jahre hingehen, ehe sich Alles entwickelt. Halten wir nur den Glauben fest, daß das, was der Menschheit förderlich ist, zum geistigen und leiblichen Wohl, dennoch am Ende durchdringt, so können wir ruhiger auf das Unglück sehen, welches für Einzelne durch die Zeitwehen herbeigeführt wird. — Es kommt das Morgenroth, wenn langsam, doch gewiß. Hüten wir uns nur, einzelnen Erscheinungen einen zu großen Einfluß, sowohl auf Fortschritt, als auf Rückschritt beizulegen; der Fortschritt ist nie Riesenschritt, sondern immer nur, so hoch manchmal auch der Fuß aufgehoben und zum Fortsprung angesetzt wird, ein kleiner, für uns kaum merkbarer. Dagegen ist nirgends Rückschritt, sondern Alles, was so scheint, ist nur nothwendig zu einer Grundlegung oder völligen Reinigung des Bodens, aus dem das Wahre und Rechte aufblühen soll."

Besonderes Verdienst erwarb sich Biernatzki noch bei der Errichtung einer Speiseanstalt für Dürftige in seiner Gemeinde, die er selbst mit begründen half und deren Ein-

richtung er zur Nachahmung für andere Communen durch eine kleine Schrift (1833) öffentlich bekannt machte. Damals und noch jetzt gewährt diese durch milde Beiträge errichtete Anstalt, aus welcher während der Wintermonate viele Arme ein kräftiges, nahrhaftes Mittagsbrod empfangen, großen Nutzen und erleichtert vorzugsweise die Kosten der Armenversorgung.

Innige Freude hatte er an seinem häuslichen Glücke. Seine Gattin war ihm sein theuerstes Kleinod hienieden. „Wie lebt es sich herrlich an der Seite eines lieben Weibes, schrieb er dem Freunde. Es ist ein köstlich Wort, für eine glückliche Ehe gemacht: der Himmel hängt voll Geigen! Jeder Tag spielt ein neues Tonstück auf, und so verschieden die Melodieen auch sind, geht doch Alles aus Moll; die Freude hat eine wunderbare Weichheit, wie das Sonnenbild im Thautropfen! Es ist die Strahlensonne, aber man kann sie doch ansehen, ohne zu blinzeln und kann sie am Ende auch einschlürfen. Jede Sorge hat etwas Trauliches, sie legt Herz an Herz und knüpft enger das Band der Gemeinschaft. Die Liebe, der das Menschenherz bedarf, würde verlassen stehen unter seligen Göttern; sie verlangt einen Himmel, an welchem die Wolken an die Erde erinnern.“

Auch das glückliche Erblühen seiner Kinder, deren Zahl bis auf sieben anwuchs, unter denen zwei Knaben und fünf Mädchen, gewährte ihm herzliche Freude. Selbst heftige und langwierige Krankheiten, die mitunter ihn und die Seinen überfielen, störten nicht die häusliche Heiterkeit. Er

selbst bestand im Sommer 1834 ein heftiges Gallenfieber, und als er wieder genesen war, schrieb er dem Freunde: „Ich danke meinem Gott und Vater, daß Er mich den Meinigen erhalten und gelobe Ihm immer fester zu werden in dem Einen, was Noth thut.“

Anziehend war für Biernatzki der Umgang mit dem mehr philosophisch durchgebildeten Karl Christian Tadey, der 1827 im Herbste, als Rector der allgemeinen Stadtschule, nach Friedrichstadt kam. Dieser vielseitig gebildete Mann, der sich bald durch seine Bestrebungen, höhere Bürgerschulen bei uns in's Leben zu rufen, so berühmt machte, und dessen Schrift: „die höhere Bürgerschule“ ihm einen ehrenvollen Namen erwarb, wurde mit Biernatzki eng befreundet. Und wenn selbst ihre theologischen Ansichten nicht ganz übereinstimmten, da Tadey mehr die Religion von Seiten des Verstandes, Biernatzki mehr von Seiten des Gefühls dargestellt wissen wollte: so standen sie doch auf demselben Boden und strebten demselben Ziele zu.

Ein ganz neues Wirken begann für Biernatzki, als er sich 1835 entschloß, seine erste Novelle, für die er schon länger Vorarbeiten gemacht hatte, herauszugeben. Bereits im August 1833 schrieb er dem Freunde, indem er ihm zur Beurtheilung ein Bruchstück aus seiner Novelle: „die Wege zum Glauben“ mittheilte: „In den letzten Wochen habe ich eine Arbeit unternommen, zu der mir Dein Brief den ersten Anstoß gegeben hat, und allem Anschein nach werde ich sie vollenden. Ich habe nämlich, zur Nachahmung Steffens'scher Arbeiten mich viel zu schwach fühlend, die christliche Novelle

der Miß Kennedy vorgenommen und glaube in dieser Art Etwas liefern zu können, was Nutzen stiftet und Leser findet. Daß die Kennedy zuviel abhandelt und dadurch gerade die Leser, für welche auf solche Weise von theologischen Dingen geschrieben wird, abschreckt, findest Du vielleicht auch; doch habe ich noch nicht Alles von ihr gelesen. Mein Bestreben wird sein, die abhandelnde Methode möglichst zu vermeiden und das Novellistische mit dem Theologischen recht innig zu verschmelzen." Zuerst war er unschlüssig gewesen, ob er sie oder lieber einen Band Predigten, den er auch bereits zusammengestellt hatte, veröffentlichen sollte; auch dachte er daran, eine Auswahl seiner Gedichte der Oeffentlichkeit zu übergeben. Allein seine genaueren Freunde riethen ihm zu Ersterem und er folgte. Der Erfolg bewies, daß er sich nicht vergriffen hatte. „Die Liebe aus der Kindheit" ward überall in einer Weise, die dem Verfasser gefallen konnte, beurtheilt, weit besser, als er erwartet hatte. Dies ermuthigte ihn, auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren, und die unsterbliche „Hallig" war das zweite Werk dieser Art.

Inzwischen wurde ihm ein ganz eigenthümlicher Auftrag zu Theil. Der bekannte Statthalter der Herzogthümer Schleswig und Holstein, der sehr gelehrte und nicht minder gottesfürchtige Landgraf Karl von Hessen, der damals schon ein sehr hohes Lebensalter erreicht hatte, immer aber noch lebendigen Geistes war, wenn auch oft nicht ohne Sonderbarkeit, war auf Biernatzki aufmerksam geworden. Einen Gedanken, den er früher vielleicht selbst

auszuführen gesonnen war, gab er jetzt Biernatzki zur Vollendung. Er sollte nämlich unter dem Titel: „Der Mund des Herrn," alle Aussprüche des Heilandes, welche uns von den vier Evangelisten aufbewahrt worden, ohne ein anderes Menschenwort zusammenstellen, damit die Lehre Christi unverfälscht, von allen menschlichen Zusätzen gereinigt, der Welt zum ferneren Nachdenken könne vorgelegt werden. Biernatzki ging auf den Antrag ein, begann auch wirklich die Arbeit. Allein da die Sache ihm, je näher er sie besah, desto schwieriger, ja unmöglich erscheinen mußte, so sah er sich genöthigt, sie wieder aufzugeben; zumal der Landgraf schon mit den ersten Bogen, die ihm zur Einsicht zugesandt worden, nicht zufrieden war, weil die einzelnen Reden und Aussprüche des Herrn durch einige unerläßliche Gedanken und Wörter verbunden waren.

Im Jahre 1836 erschien seine zweite Novelle, die „Hallig." Sie begründete vollständig den literärischen Ruf ihres Verfassers. Von manchen Seiten, selbst von ihm bis dahin unbekannten Personen, wurden ihm Beweise der Liebe, die er sich durch diese Schrift bei Vielen erworben. Was ihn aber besonders freute, war die Aussicht, welche er nun gewann, eine einträglichere Pfarre zu erhalten, da die Einnahme derjenigen, die er bekleidete, nicht wohl zur Bestreitung der vermehrten Kosten seines großen Hauswesens ausreichte. So sehr er auch schon seit Jahren wiederholt bei der Regierung um Beförderung zu einem anderen Predigtamte angesucht hatte, so war doch immer noch bis dahin sein Wunsch unerfüllt geblieben. Allerdings glaubte er darin,

und gewiß nicht mit Unrecht, eine gewisse Zurücksetzung zu sehen, aber er überwand auch diese schwere Sorge und gab sich und die Seinen vertrauensvoll in Gottes Hand. Da kam ihm plötzlich und unerwartet 1836 die Berufung nach Bremen. Die Predigerstelle an der dortigen Ansgariikirche war durch Böckel's Weggang erledigt worden. Die Vorsteher der Gemeinde luden Biernatzki ein, zu ihnen zu kommen und eine Probepredigt zu halten. Zwar blieb ihm nicht verborgen, daß damit noch keine bestimmte Aussicht für ihn verbunden sei, das erledigte Amt zu erhalten, da viele Prediger mit ihm dort in Vorschlag gebracht wurden, unter denen zuletzt sechs präsentirt werden sollten, von welchen dann die Gemeinde Einen zu wählen hatte. Aber auf jeden Fall hoffte er eine vergnügte Reise und „eine angenehme Erinnerung an ein Ereigniß zu haben, das wie aus den Wolken auf seinen ruhigen Pilgerpfad herabgefallen sei.“ Die Eindrücke, die er dort empfing, spricht er in einem Briefe an seine Gattin aus: „Ich habe genug von Bremens Verhältnissen gesehen, schreibt er, um die Stelle zu wünschen, aber eben so viel, um mich zu trösten, wenn ich sie nicht bekomme. Wir wollen Alles in Gottes Hand stellen, Er wird's wohl machen.“ — „Es scheint mir, daß die Partei, die meine Einladung bewirkt, sich durch die Sprache und durch die Lieder im ersten Augenblicke der Lectüre meiner Novellen so hat blenden lassen, daß sie darüber die theologischen Ansichten übersehen, und nun erst durch näheres Nachdenken und durch meine Predigt gelernt hat, daß ich nicht ein Schöngeist, wie sie mich wollte, sondern auch ein Christ bin,

was ihr nicht so behagt. Dagegen ist eine andere Partei, die mich durchaus nicht wollte, durch meine Predigt entschieden für mich gewonnen worden.“ Er wurde später nicht gewählt, hatte aber doch das lohnende Bewußtsein, manche Herzen sich gewonnen zu haben. Seine Predigt „Christus der Tröster am Grabe“ erschien im Druck.

Zu streng wissenschaftlichen Arbeiten konnte Biernatzki sich jetzt nicht mehr entschließen. Er hatte sich selbst nun einmal die seinen reichen Gaben entsprechende eigenthümliche Bahn gebrochen und war bemüht, auf derselben immer eifriger fortzuschreiten. Seine Novellen, die weniger die Wirkungen des Glaubens an den Personen, als das Für und Wider darstellten, meinte er, könnten als ein „Katechismus in höherem Stile“ dienen. Als er daher aufgefordert wurde zur Theilnahme an den damals in Kiel erscheinenden „Theologischen Mitarbeiten,“ lehnte er dieses Anerbieten ab, indem er seinem Freunde schrieb: „Habe ich auch dann und wann eine gute Idee, die ein Anderer zu einer Abhandlung verarbeiten könnte, so bleibt sie in mir eben nur Idee; ich verstehe nicht, sie von allen Seiten gehörig zu beleuchten und ihr die rechte Stellung anzuweisen in der Reihe des bereits von Anderen Gedachten und Gegebenen. Sie beherrscht mich, ich habe keine Herrschaft über sie, kann sie nicht zerlegen, begründen und klar darstellen.“ Dennoch entfremdete er sich der wissenschaftlichen Theologie nicht, sondern hatte fleißig Acht auf ihren Fortschritt. „Mit völliger wissenschaftlicher Ruhe, so schrieb er dem Freunde, die Quellen der Offenbarung der Untersuchung unterwerfen zu können, ohne

auch nur die geringste Furcht zu hegen, daß durch solche Untersuchung der Grund des Glaubens im menschlichen Gemüthe im Mindesten erschüttert werde, scheint mir die Aufgabe der Theologie, die ich jetzt an der Zeit halte. Ich meine, die Blindheit und Dummheit des Unglaubens läßt sich wohl nachweisen, ohne von den Beweisen für die Authentie und Glaubwürdigkeit der Bücher des Alten und Neuen Testamentes auszugehen."

Nicht lange nach seiner Rückkehr von Bremen verfiel Biernatzki in eine schwere Krankheit. Bisher hatte sich noch immer an ihm der Ausspruch seines Vaters bewährt, daß er je älter, desto gesünder werde, wie er es auch selber zu empfinden meinte. Aber nun im Winter 1836 und 37 lag er Monate lang schwer danieder, und ob er auch endlich wieder genas, es schien doch, als habe er die gewohnte Kraft nicht wieder erlangt. Dazu kam, daß bei seinem immer größer werdenden Hausstande und dem gesteigerten Preise der Lebensmittel, während die nur geringe Einnahme seiner Stelle dieselbe blieb, die tägliche Sorge sich mehrte. Nur ein festes, unerschütterliches Gottvertrauen und der Genuß des häuslichen Glückes vermochten ihn in solchen Prüfungen aufrecht zu erhalten.

Seine schriftstellerischen Arbeiten entzogen ihn nicht den Pflichten seines geistlichen Amtes. Die gewohnte Sorgfalt verwendete er auf seine Predigten. Obwol er schon seit lange bei der Haltung derselben sich nicht mehr des Conceptes bediente, sondern gänzlich frei vortrug und nicht selten, von den Gedanken fortgerissen, diesen oder jenen Punkt wei-

ter ausführte: so arbeitete er doch jede Predigt vollständig vorher aus und bewahrte sie sorgfältig. Nur selten und ungern begnügte er sich mit einer niedergeschriebenen Disposition, deren Ausführung er dann doch vorher durchdachte und memorirte. Seine Gemeinde blieb ihm auch in Liebe zugethan. Er ließ nicht ab, wo er konnte, ihr Bestes zu fördern, und unterzog sich fortwährend gern der Mühe, wenn es galt, seinen Mitbürgern zu rathen und zu helfen.

Im Herbste 1838 vollendete er seine dritte Novelle: „der braune Knabe." Auch sie gewann zahlreiche Freunde und rechtfertigte mehr und mehr die Tüchtigkeit des Verfassers auf diesem Gebiete der Literatur. Dennoch behielt „die Hallig" den Vorrang, und noch immerfort zeigten sich manche schöne Wirkungen derselben. So der Frauenverein in Kopenhagen, in welchem der höchste Adel an der Spitze stand, der es sich zur Aufgabe stellte, einen kleinen Zuschuß zu dem dürftigen Gehalte einer etwanigen Wittwe eines Halligpredigers zu geben.

Noch ein Mal eröffnete sich für Biernatzki eine frohe Aussicht. Er ward zu einer Wahlstelle in Holstein berufen. Im Juni 1839 reiste er nach Flemhude, einem lieblich gelegenen Dorfe Holsteins unweit Kiel, wo er mit zwei anderen Predigern zu dem erledigten Pfarramte präsentirt war. Er hielt seine Wahlpredigt mit frohem Muthe und ungebeugter Kraft. Aber seine weniger populäre Darstellung mochte es veranlassen, daß ihm ein Anderer, obwol nur mit sehr wenigen Stimmen mehr, vorgezogen wurde. Er kehrte, wenn auch bewegt, doch nicht entmuthigt, zurück und bemühte sich

wiederholt bei der Regierung um ein anderes Predigeramt; allein noch immer blieben seine Gesuche unberücksichtigt.

Die erste Auflage der „Hallig" war inzwischen vergriffen. Der Verleger forderte zu einer zweiten auf, und Biernatzki legte Hand an's Werk. Mit großem Fleiße benutzte er die durch öffentliche Recensionen und durch manche Winke seiner Freunde ihm gegebenen Rathschläge zur Verbesserung einiger Mängel, wie er in der Vorrede zu dieser Auflage selbst gesteht; während er zugleich den Entwurf einer neuen Novelle machte, für welche er eine Episode: „des letzten Matrosen Tagebuch," die in einem späteren Bande dieser Ausgabe mitgetheilt wird, vollendete. Es war seine letzte Arbeit, die ihn zum Theil noch auf dem Krankenbette beschäftigte.

Seit der schon erwähnten Krankheit, die ihn nach seiner Rückkehr aus Bremen befiel, wollten manche seiner Bekannten an ihm eine auffallende Aenderung seines Aussehens bemerkt haben. Ja es schien ihnen, als sei er stiller und ernster geworden, als habe er seine ihm sonst so eigenthümliche und besonders in geselligen Kreisen sich äußernde Heiterkeit verloren. Es war, als drücke ihn Etwas schwer, als liege eine Last auf seinem Herzen, die er vergebens abzuwälzen bemüht sei. Es mag dies schon der Anfang der Krankheit gewesen sein, die sein Leben endete, obwol seine Gattin eine solche Verstimmung nicht an ihm bemerkte. Denn im Hause blieb er, wie er es immer gewesen, der stets heitere, im Schooße der Seinen glückliche Hausvater. Aber im Januar 1840 ward er zusehends bleicher und niedergeschlagen.

Schwermüthige Ahnungen, die er umsonst seiner von der Geburt ihrer jüngsten Tochter genesenden Frau zu verbergen suchte, ängstigten ihn und sie nicht minder. Es war, als träten jetzt mit einem Male alle gescheiterten Hoffnungen auf Verbesserung seiner äußerlichen Lage plötzlich vor seine Seele und drohten ihn zu überwältigen. Schulden drückten ihn freilich nicht; die sparsame Einrichtung seines Hauswesens hatte ihn stets davor bewahrt. Allein er hatte auch Manchem entsagen müssen, und die öftere Bevorzugung Anderer bei der Besetzung vacanter Pfarrstellen mußte ihn kränken. Zwar verlor er nicht den Muth; sein Glaube war stark genug, um hier nicht zu wanken; aber unbegreiflich mußte es ihm doch vorkommen, daß seine Wünsche immer unerfüllt blieben. Inzwischen pflegte er seines Amtes mit ungeschmälerter Treue. Am 24. Februar predigte er zum letzten Male; achtzehn Jahre vorher, an demselben Tage, hatte er seine Antrittspredigt auf der Hallig gehalten. Krank kehrte er nun aus der Kirche zurück; das vor drei Jahren schon sichtbare Uebel, eine Anschwellung der Bauchmuskeln, zeigte sich jetzt stärker, als zuvor. Er empfand einen heftigen Druck in der Gegend des Magens. An Krankheit gewöhnt, selbst an diese, ahnten weder er noch seine Gattin die Gefahr. Schon oft hatte sich Biernatzki augenblicklich unwohl gefühlt, wiederholt ein kürzeres oder längeres Krankenlager bestanden. Nun, da er recht im kräftigsten Mannesalter stand, da die Aussichten auf Beförderung immer näher rückten — wer mochte da an seinen Tod denken! In den nächsten Wochen ward sein Zustand nicht merklich verändert. Die zunehmende Schwäche

erregte nicht sehr Bedenken: sie pflegt ja im Gefolge jeder Krankheit zu sein. Die sorgfältige Pflege seiner Gattin erleichterte sein Leiden; er sah nicht gern, wenn sie von seiner Seite wich. Er redete viel mit ihr von der Zukunft, die sich nun bald freundlicher für sie gestalten werde; denn er wußte, daß der damals regierende Landesherr Christian VIII. und dessen fromme Gemahlin, welche an jenem Frauenverein Theil nahm, ihm gewogen waren. Das Gerücht, er werde zum Propst in seinem Geburtsorte, Elmshorn, ernannt werden, welches sich damals verbreitete, bestärkte ihn in solchen Hoffnungen. Dort, wo seine Wiege gestanden, hatte er vor Allem gewünscht, ein Hirt der Gemeinde zu werden und die Seelen zu Christo zu führen. Ihm war die Oertlichkeit bekannt, manche Jugenderinnerung tauchte in seiner Seele auf; es war ein freundlicher Hoffnungsstrahl, der seine beklemmte Brust erquickte. So vergingen noch einige Wochen, sein Leiden ward nicht schlimmer, die Aussicht auf Genesung desto sicherer. Die Besorgung der amtlichen Geschäfte übernahm mit großer Bereitwilligkeit sein Jugendfreund, Pastor Springer im benachbarten Coldenbüttel. Auch vollzog dieser, als die Osterzeit herankam, die Confirmation der Kinder. Diese Tage vergingen noch leidlich. Aber gleich nachher verschlimmerte sich die Krankheit plötzlich. Die Anschwellungen nahmen zu; der Leidende konnte nur noch etwas Milch und diese kaum genießen. Furchtbare Schmerzen peinigten ihn, selbst bei der geringsten Bewegung. Des Herrn Rath blieb nicht mehr verborgen, es war Sein Wille, daß er scheiden solle. Mit Thränen in den Augen erklärte der

treue Arzt und vieljährige Freund Biernatzki's, Dr. Edlessen: „Dein Leben steht nur noch in Gottes Hand!" Ruhig und ergeben vernahm der Kranke das entscheidende Wort. Mochte doch schon früher sein Herz die Nähe des Todes empfunden haben. Aber seine Gattin, seine Kinder! — Wer einen Blick in das Sterbezimmer Biernatzki's thun will, der lese im vorletzten Abschnitte seiner „Hallig" in dem „Gesichte" die Sterbescene. Hier hat er selbst seine letzten Augenblicke mit erschütternder Treue beschrieben. „Sein Weib mit sechs Kindern und das siebente an ihrer Brust. Die Kinder rangen die Hände und weinten laut. Die Mutter aber blickte mit dem bleichen, starren Antlitz vor sich hin und hatte keine Thräne mehr." Auch der letzte Trost, der dort dem Sterbenden wurde, als er den Sperling die Brodrinde am Fenster verzehren sah, fehlte hier nicht. Biernatzki's Ernennung zum Prediger in Süderau, einem Amte, welches ein reichliches Auskommen gewährte, traf wenige Tage nach Ostern ein. Stumm und thränenlos nahm seine Gattin das Papier entgegen, welches die Bestallung enthielt und Glück und Wohlstand über ihr Leben hätte verbreiten können, wäre nicht der Empfänger ein Sterbender gewesen. Mit sichtlicher Freude empfing der Kranke diese Nachricht. Sein Gebet war erhört. Denn wußte er auch, daß er selbst nicht mehr dort das Amt führen werde, sondern daß der Herr ihn nun rufe, um bei Ihm zu sein, so nahm sein frommer Glaube doch diese Ernennung zu der einzigen Stelle, die ihm noch auf Erden werden konnte, als eine Bürgschaft von Oben, wie Gott die Seinen nicht verlassen

wolle. Sein letzter Federzug war die Unterschrift des Einsatzes in die Wittwenkasse, wodurch er seiner Familie ein nothdürftiges Auskommen sicherte. Aber diese Papiere wurden nicht mehr angenommen, und die Behörden entschieden sich dahin, daß, da Biernatzki nicht in Süderau eingeführt, seine Gattin auf die dortige Entschädigung der Wittwe keine Ansprüche habe. Aber Biernatzki hat dies hienieden nicht erfahren. Er tröstete oft stundenlang die Weinende mit dem Wiedersehen, wo keine Trennung stattfindet, und bat sie, ruhig und gefaßt seinem Heimtritt entgegen zu sehen, indem er voll Freude auf die Vortheile jener Stelle hindeutete. Und ihre Liebe war groß genug, um ihm diesen Trost, der ihm den Abschied leichter machte, nicht zu nehmen. Immer näher rückte die Todesstunde, doch vergingen noch einige Tage. Der Kranke schlief wenig. Mitunter beunruhigten ihn wirre Träume, deren Gegenstand die theuren Seelen, deren Versorger er war; wie einige laute Worte, die er beim plötzlichen Erwachen aussprach, vermuthen ließen. Sonst blieb sein Bewußtsein ungetrübt. Bisweilen kehrte auch wol noch die Lust zum Leben zurück, und ängstlich bat er den treuen Arzt um Hülfe: „Schneide, thue, was Du willst, nur erhalte mich den Meinen!“ Aber solche Augenblicke waren selten und vorübergehend; eine um so freudigere Ergebung in des Herrn Willen folgte ihnen.

Sein lieber Freund, Pastor Springer, reichte ihm auf seinen Wunsch das Abendmahl; seine Gattin theilte es mit ihm zum letzten Male. Es stärkte und erhob ihn und wandte seinen Geist nun gänzlich von dem Irdischen ab, dem

Himmlischen zu. Ruhig sah er der letzten Stunde entgegen; mit wiederholtem inbrünstigen Gebet fuhr er fort, sich dafür vorzubereiten; aber sie kam noch nicht. Noch große Prüfungen sollte er bestehen; denn die Schmerzen steigerten sich, und wenn sie auch mitunter nachließen, sie kehrten in erhöhtem Grade wieder. Seine Lebenskraft, obwol nur geringe, hielt noch aus. Selbst sein Geist ward nur selten von Nebeln umflort, fast immer war er sich vollkommen seines Zustandes bewußt. Er ließ die Kinder an sein Bett treten und segnete sie. „Ich lasse Euch nichts, sprach er, als meinen guten Namen; möchte er Euch Früchte tragen, mehr als mir selber. Bleibt fromm und gut, am Throne des Ewigen wird Euer Vater für Euch beten!" So nahte der 11. Mai, der Tag der Erlösung. Es war eine schwere — aber schöne Stunde. Die Schmerzen schienen ihn verlassen zu haben. Noch kurz zuvor hatte er sich unruhig hin- und hergeworfen, nun breitete sich Friede über sein Antlitz aus. Es war der Friede einer höheren Welt; nie waren seine Züge so regelmäßig gewesen, wie jetzt. „Ich muß nun schlafen, sagte er zu seiner Gattin, ich bin so müde — so müde." „Nun so schlafe denn, mein Johannes," antwortete sie beklommen. „Ich kann nicht, ich muß allein — ganz allein mit Dir sein," setzte er hinzu. Stumm winkte sie Mutter und Schwester, hinauszugehen. Da lächelte er ihr noch einmal zu, faltete die Hände, seufzte leise und entschlief.

Große Theilnahme erregte Biernatzki's Tod in seiner Gemeinde, in der ganzen Stadt, ja im ganzen Vaterlande. Schon während seiner Krankheit war in allen Kir-

chen Friedrichsstadt's, auch in der Synagoge der Israeliten, für ihn gebetet worden. Nun sprach sich die allgemeine Liebe, die er bei Allen genossen, offen aus. Mehrere Bürger erboten sich, seinen Sarg zu tragen. Am 15. Mai in der Frühe fand sein Begräbniß Statt. Viele folgten seiner Leiche. Der Sarg wurde in die Kirche getragen und vor den Altar gestellt. Hier hielt Pastor Springer dem Freunde die Leichenrede. Hart am Wege, der über den kleinen Friedhof in die Kirche führt, war ein Grab bereitet. Dort ward die irdische Hülle versenkt, um auszuruhen bis zum Tage der Erscheinung Dessen, den sein Mund so oft im fröhlichen Glauben verkündigt hatte.

Er ruhe in Frieden!

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

